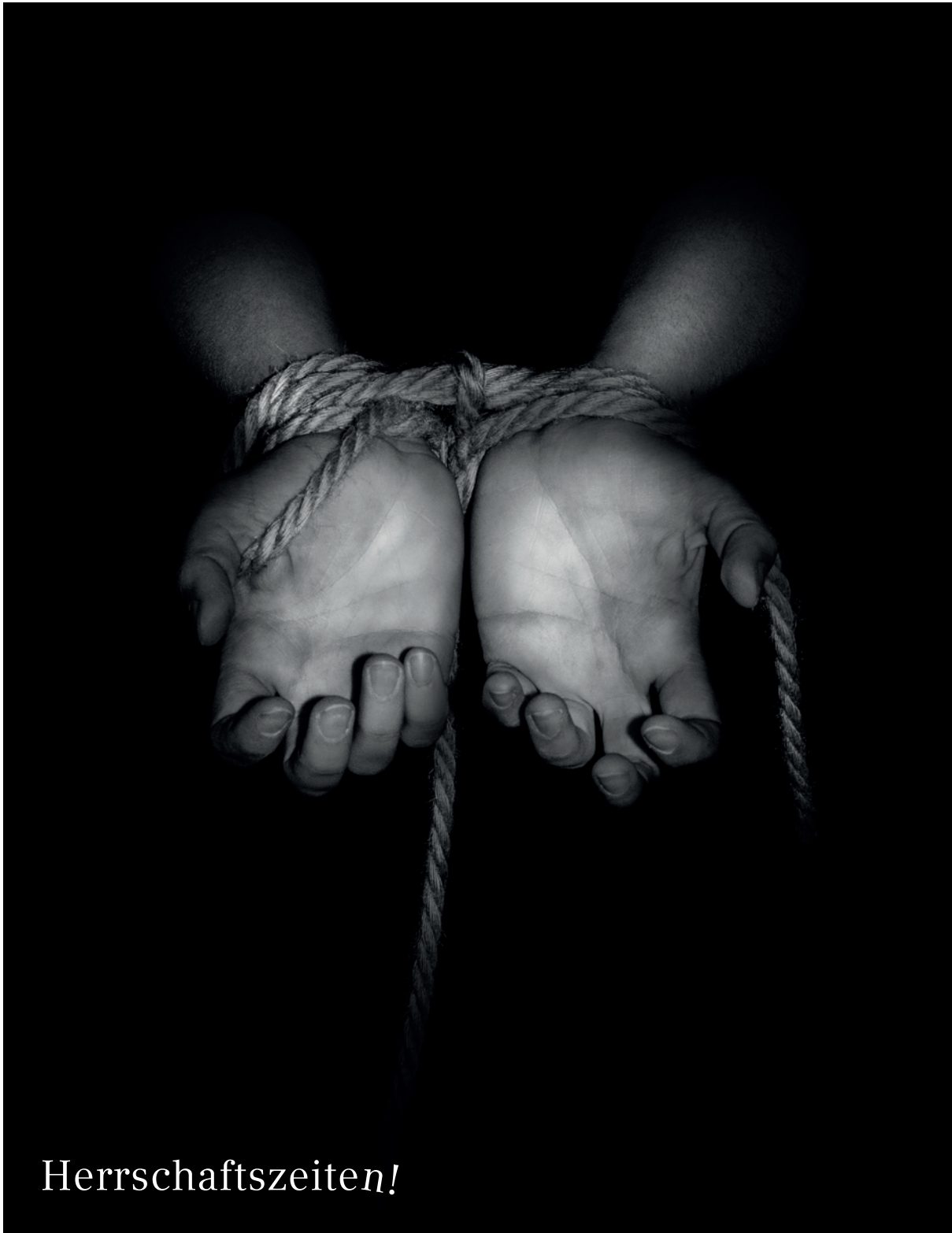


δύναμις

Studierendenzeitschrift der KU Linz



Herrschaftszeiten!

**Artikel
aus den
Fachbereichen**
Theologie
Philosophie
und
Kunstwissenschaft

**Jänner 2017
Ausgabe 22**

Inhalt

Theologie

Die Welt und ich: keine Liebesgeschichte.	22
Gottesherrschaft im Mühlviertel. Der Laimbauernaufstand 1636.....	18

Kunstwissenschaft

Die Herrschaft der Linzer Galerien. Ein Überblick.	4
---	---

Philosophie

„Philosophische Projektionen“ zu Hannah Arendt	6
1. Rezeptionsgeschichte und Gebürtlichkeit.....	7
2. Wahrheit und Lüge in der Politik	8
3. Über das Unausprechliche.....	10
4. „Die Banalität des Bösen“.....	11
Hegel meets Westworld	24

Forum Literatur

Danke, Herr Cülen!	32
Das Regime der unabweisbaren Fragen	13
Herrschaftszeiten!	12
Gedankengang	20
Schule – Ort der Verzweiflung oder der Hoffnung?	14

Forum Musik

Monarchie und Alltag	37
----------------------------	----

ÖH Seite

.....	39
-------	----

Editorial

Wenn es um Herrschaft und Knechtschaft, Macht und Gewalt geht, wie es der Titel „Herrschaftszeiten!“ vornehmlich ankündigt, so scheint es angebracht zu sein, einleitend den altgriechischen Begriff δύναμις etwas genauer zu betrachten: Für Aristoteles ist der Begriff des Vermögens bzw. der Möglichkeit unabdingbar, wenn es um den Versuch geht, die Wirklichkeit hinreichend zu erklären. Die Welt zeigt sich uns nämlich als eine von Möglichkeiten gesättigte Wirklichkeit, die von Entstehen und Vergehen gekennzeichnet ist und dennoch in ihrer Entwicklung zweckmäßig verfasst zu sein scheint.

Um dieses andauernde Werden der Welt zu verstehen, brauchen wir das Prinzip der Veränderung, sonst kommen wir nicht weiter. Aristoteles definiert deshalb vier wesentliche Vermögensformen: Es gibt ein Tun und ein Leiden, das heißt ein aktives sowie ein passives Prinzip, ein Bewirken-können einerseits und die Fähigkeit, Wirkungen an sich selbst zu erfahren andererseits. Tun und Leiden hängen untrennbar miteinander zusammen: Die Bienen vermögen den für ihren Nachwuchs notwendigen Blütenpollen nur dann einzusammeln, wenn sie die entsprechenden Blütenpflanzen vorfinden, die den begehrten Nektar spenden. Es gibt außerdem ein Widerstandsvermögen, denn die Dinge erfahren nicht nur Einwirkungen, sondern sie sind auch bis zu einem gewissen Grad robust und fallen nicht gleich auseinander, wenn der kleinste Windstoß sie berührt. Schließlich spricht Aristoteles davon, dass ein Versuch, etwas in die Wirklichkeit umzusetzen, auf „rechte Weise“ gelingen kann – oder eben nicht.

Unvermögend zu sein bedeutet hingegen einfach, etwas *nicht* zu können. Das Unvermögen trägt daher den Titel στέρησις, das ins Lateinische mit „privatio“ (Beraubung) übersetzt wurde. Der Möglichkeiten des Nicht-könnens gibt es nun viele, wie uns Aristoteles mitteilt (bzw. wir euch mitteilen wollen): Es liegt womöglich nicht in unserem Wesen, uns vorstellen zu können, wie es sich als „Rindvieh“ zu leben anfühlt, aber die Frage können wir uns trotzdem stellen. Den reformatorischen Widerständigen diente die Bibel als primäre geistige Grundlage für den „Kampf gegen Ausbeutung, Leibeigenschaft und Adelswillkür“, das heißt gegen Unterdrückungsmaßnahmen, die ein menschenwürdiges Leben verunmöglichten. Kleine, aber feine Galerien könnten das städtische Kunstfeld durchaus bereichern, doch es genügt ein herrschaftlicher „Platzhirsch“, der alle Aufmerksamkeit auf sich zieht, und *rien ne va plus*. Ob in der Forschung zur Künstlichen Intelligenz irgendwann der Durchbruch gelingt, Robotern ein dem menschlichen Selbstbewusstsein vergleichbares Vermögen einzupflanzen, ist immer noch eine große Frage ... Der möglichen Unmöglichkeiten gibt es noch viele mehr, ob wir das nun mögen oder nicht. Doch wenn uns dann der Ausruf „Herrschaftszeiten!“ zu entschlüpfen droht, sollten wir womöglich innehalten und uns fragen, ob wir ihm zur „Geburt“ verhelfen wollen – oder eben nicht.

*Das δύναμις-Redaktionsteam wünscht euch abermals
viel Freude bei der Lektüre!*

Die Herrschaft¹ der Linzer Galerien.

Ein Überblick.

„In Linz schließen gerade alle Galerien.“, sagt der österreichische Künstler Lorenz Estermann. Anfang Oktober eröffneten er und sein Künstlerkollege Thomas Draschan mit ihrem Format *instant edition* einen Schauraum in Wien. Das Betriebssystem Kunst sei ein dynamisches Feld, man müsse mitspielen, ansonsten würde man an den Rand gespült werden. In diesem „Raum für aktuelle Editionen“ in der Gumpendorferstraße 55/5 werden künstlerische Qualitätspositionen ausgestellt. Es geht um Netzwerken über die Grenzen Österreichs hinaus und das Entdecken entlegener junger Künstler*innen. In einer Großstadt wie Wien ist diese Art von Projektraum einer unter vielen und dennoch bringt er, laut Initiatoren, frischen Wind. Im besten Fall funktioniert er als Non-Profit-Projekt – vermutlich, weil die Namen der beiden Künstler einen Vertrauensvorschuss bei den Mitwirkenden hervorrufen. Solange die Besucher*innenanzahl stimmt und man in der Stadt wahrgenommen wird, lässt man so ein Projekt einfach laufen.

Bei der Google-Suche „Linz + Galerie“ teilt sich die Brunnhofer Galerie meist die ersten drei Ränge der Ergebnisliste mit der Landesgalerie Linz (Museumstraße 14) und Galerie Seidler. Scrollt man weiter nach unten wird noch die Sturm und Drang Galerie Linz angeführt. Die Landesgalerie Linz ist das Museum für moderne und zeitgenössische Kunst des Landes Oberösterreich, somit in staatlicher Hand und fällt nicht in dieselbe Kategorie „Galerie“² wie die anderen angeführten Institutionen. Im Jahre 1919 gründete Stephan Seidler die Kunsthandlung Dürerhaus am Linzer Taubenmarkt. Klemens Brosch war gerade noch im Nordico und der Landesgalerie Linz zu sehen

und zählte unter anderem zu seinen Schützlingen. Die Tradition als Galerist setzt sein Sohn Wilhelm Seidler seit 1979 in seiner Galerie in der Klosterstraße 14 fort, welche sich mittlerweile in dritter Generation befindet. Lorenz und Max Homolka eröffneten erstmals die als Pop-up konzipierte Sturm und Drang Galerie Linz im Goldenen Anker in der Hofgasse, siedelten jedoch nach einem halben Jahr in neue Räumlichkeiten in der Altstadt um. Mittlerweile feierten sie am 3.12.2016 erneut Neueröffnung in der Altstadt 18. Die gute Verbindung zur jungen Linzer Kunstszene und das Engagement der Brüder Homolka ermöglichten diese Herausforderungen. Die Galerie soll mit ihrer offenen Atmosphäre Interessierte allen Alters und jeder gesellschaftlichen Schicht ansprechen und zeitgenössische Kunst modern und facettenreich vermitteln.



Foto: Maria Finner

„Ich sehe was gut ist.“ Mit diesen Worten beantwortet Stefan Brunnhofer die Frage nach den Auswahlkriterien für die aufgenommenen Kunst-



Foto: Maria Finner

werke in der Brunnhofer Galerie an der Linzer Hafenstrasse. Und ergänzt, dass es sich dabei um Kunst handle, die es wert sei, gezeigt zu werden, die von Bestand sei. Dabei versteht er die Galerie als Vorreiter und Wegweiser für neue internationale Tendenzen, die man im Museum (noch) nicht zu sehen bekommt. Stefan Brunnhofer und seine Gattin Elisabeth gründeten 1997 die Galerie mit dem Vorhaben, junge zeitgenössische Kunst zu fördern. Seit September 1998 ist die Galerie am Standort Linz angesiedelt, musste aber trotzdem mehrmals die Adresse wechseln. Man sei zu weit weg von der Innenstadt; dann: es stünden keine Parkplätze zur Verfügung etc. Nun steht das Kunsthaus direkt an der Autobahnauffahrt zur A7.

Lorenz Estermann wird unter anderem seit Jahren von der Brunnhofer Galerie vertreten und hatte mit seiner Aussage nur bedingt recht. Die Abteilung Kultur der Stadt Linz zählt mindes-

tens 15 Galerien⁹ auf und bei vielen handelt es sich um klein gehaltene Institutionen. Galerien in Linz sperren zu, eröffnen aber auch neu. Das Gespräch mit Studierenden des Fachbereichs Kunstwissenschaft an der KU Linz zeigt, dass die Brunnhofer Galerie im Bekanntheitsgrad ungeschlagen ist. Obwohl sich Stefan Brunnhofer umgekehrt wünscht, dass mehr Studierende den Weg in sein Kunsthaus finden würden. Er beklagt das Fehlen der jungen, interessierten Gesichter bei den Ausstellungseröffnungen. Auf das moderne, ungezwungene Format der Sturm und Drang Galerie reagiert er mit argwohnischer Skepsis. Keine Konkurrenz. Die Linzer Galerien kommen sich nicht in die Quere. Es gibt einige, die als langjähriges Platzhirschen rangieren und wenige, die mittels neuartigen, temporären Konzepten im Stadtbild als Pop-Ups erscheinen.

VON KATHRIN DULLINGER

¹ soziale Hierarchisierung, Über- und Unterordnung/Territorium

² Galerie: für den Verkauf von Kunstwerken der Bildenden Kunst genutzte Räumlichkeit

³ <http://www.linz.at/kultur/2167.asp> [25.11.2016]

„Philosophische Projektionen“

zu Hannah Arendt



Illustration: Laura Maria Höllhumer

In dem Seminar zu Hannah Arendt unter der Leitung von Prof. Michael Fuchs (SoSe 2016) kam uns die Idee, über die schriftliche Abschlussarbeit hinaus auch einen Film- und Diskussionsabend im Movimento Kino Linz unter dem Veranstaltungstitel „Philosophische Projektionen“ zu organisieren: Nach vier kurzen Referaten wurde Margarethe von Trottas Film „Hannah Arendt“ gezeigt. Darauf folgte erfreulicherweise eine ä-

ßerst angeregte Diskussion, die dann in ein gemütliches Beisammenstehen beim Büchertisch überging, den wir mithilfe von Alex bereitstellen haben können. Es war ein überaus schöner, lehrreicher Abend für uns und wir sind Prof. Fuchs für die vertrauensvolle Unterstützung sehr dankbar. Die hier abgedruckten Beiträge stellen leicht überarbeitete Fassungen unserer Vorträge dar.

Rezeptionsgeschichte und Gebürtlichkeit

Die Auseinandersetzung mit Hannah Arendts Werk setzte in den 1990ern ein, als mehrere Institute, Gesellschaften und Zentren entstanden, etwa das „Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung“ an der Technischen Universität Dresden, gegründet 1993. Seit 1994 gibt es auch den „Hannah-Arendt-Preis für politisches Denken“, getragen von der Heinrich-Böll-Stiftung in Bremen, der jährlich einmal vergeben wird. (Vor zwei Jahren wurden einem ukrainischen Literaten und zwei Mitgliedern der russischen Band „Pussy Riot“ der Preis verliehen.)

Etwa seit der Jahrtausendwende ist vor allem in Deutschland ein regelrechter Arendt-Boom zu verzeichnen, abzulesen an zahlreichen Gedenktafeln, nach ihrem Namen benannten Schulen, Straßen und Plätzen, sowie öffentlichen Veranstaltungen wie Vorträge, Symposien und Ausstellungen. In diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, dass den Lebensdaten von Hannah Arendt eine für unsere Zeit merkwürdige Besonderheit eigen ist: Geboren ist sie 1906 in Hannover, gestorben 1975 in New York, weshalb vor 11 Jahren – 2005 – ihr 30. Todestag und im darauffolgenden Jahr – 2006 – ihr 100. Geburtstag war. Diese beiden Jahre wurden aufwändig als Anlass dafür genommen, an ihr Werk zu erinnern.

Das Jahr 2012 ist für uns heute ebenfalls von Bedeutung, denn in diesem Jahr fand die Welturaufführung des ersten Spielfilms über Hannah Arendt in Toronto statt: „Hannah Arendt – Ihr Denken veränderte die Welt“ wurde vielfach besprochen; die Deutsche Presse-Agentur schrieb: „Von Trottas Drama ist großes Kino: echt, bewegend und voller Bewunderung für eine Frau, die ihren Weg ging und fest an die eigenen Werte glaubte.“¹ Die Deutsche Film- und Medienbewertung zeichnete den Film mit dem Prädikat *besonders wertvoll* aus.

Es wurden auch einige Dokumentationen produ-

ziert, dem Denken und Wirken Hannah Arendts gewidmet, wobei ich eine davon hervorheben möchte: „Hannah Arendt und die Pflicht zum Ungehorsam“ von Ada Ushpiz ist eine äußerst gelungene Koproduktion von ARTE und WDR, die besonders auf die Bedeutung Arendts für den (aktuellen) politischen Widerstand eingeht. Sie wurde 2015 erstmals ausgestrahlt und ist nach wie vor im Internet zu finden.

In Linz wurde von Trottas Film schon einmal für einen Diskussionsabend herangezogen, nämlich im Oktober 2015 im *Haus der Frau*, unter der Leitung von Mag.a Gabriele Eder-Cakl. Das Thema lautete: „Warum haben Menschen das Hitlerregime unterstützt?“

Geburt und Neubeginn

Wenn wir uns der Frage nach dem Neuen und dem für uns immer noch Aktuellen in Hannah Arendts Werk widmen, stehen wir nicht alleine da: Auch der österreichische politische Philosoph und Soziologe Oliver Marchart, der seit vorletztem Jahr an der Universität Wien den Lehrstuhl für Politische Theorie inne hat, stellte sich diese Frage. Inmitten des allgemeinen Publikationsschubs (2006) verfasste er einen erhellenden Artikel zu diesem Thema, in dem er die kulturindustrielle Arendt-Verwertung kritisch in den Blick nahm. Sein Resümee fiel nicht gut aus: Die Inszenierung von Geburts- und Todesdaten könne zwar eine wirkliche Chance sein, ein Werk nachhaltig in Erinnerung zu rufen. Doch es bestehe auch die große Gefahr, gerade durch ein inflationäres Publizieren-Müssen eher zum Vergessen der wesentlichen Inhalte beizutragen, als diese zu bergen und zu befördern. Im Fall von Hannah Arendt zeige sich leider Letzteres, wie Marchart bedauert, nämlich die „weltweite Herausbildung einer publizistischen Arendt-Industrie“.² Einer-

seits bemerkt er im populärphilosophischen Industriezweig eine Wiederholung der immergleichen „Stehthesen“, andererseits eine streng am Text haften bleibende Lektüre in der Fachphilosophie. Diese würde zwar oftmals durchaus große Verdienste leisten, aber auch Gefahr laufen, den wesentlichen Gehalt von Arendts Werk zu versäumen, nämlich das Denken von Geburt und Neubeginn. Arendts Theorie dürfe nicht depolitisiert werden, sondern wir hätten sie in ihrer radikalen Provokationsleistung immer wieder neu zu durchdenken, wie Marchart fordert.

Auch in einer Welt, die scheinbar nur noch aus verwalteter Routine besteht, gibt es nach Arendt stets die Möglichkeit des Neuanfangs, des Neubeginns, des revolutionären Akts – ob im Kleinen oder im Großen. Die Fähigkeit zum Neubeginnen ist dem Menschen wesentlich mitgegeben, denn jeder Mensch wird durch seine Geburt selbst zum neuen Anfang, mit jedem von uns bricht ereignishaft ein Anfang in die Welt. Das bringt einen unheimlich motivierenden Zuspruch zum Ausdruck: *Du kannst neu beginnen*, selbst in den schlimmsten politischen Umgebungen.

Ich möchte diesen Gedanken mit einem Zitat aus „Vita activa oder Vom Tätigen Leben“ abschlie-

ßen, das besonders eindrucksvoll die Gebürtlichkeit des Menschen, die Arendt so wichtig war, behandelt:

„Sprechend und handelnd schalten wir uns in die Welt der Menschen ein, die existierte, bevor wir in sie geboren wurden, und diese Einschaltung ist wie eine zweite Geburt, in der wir die nackte Tatsache des Geborens bestätigen, gleichsam die Verantwortung dafür auf uns nehmen. [...] Die Anwesenheit von Anderen, denen wir uns zugesellen wollen, mag in jedem Einzelfall als ein Stimulans wirken, aber die Initiative selbst ist davon nicht bedingt; der Antrieb scheint vielmehr in dem Anfang selbst zu liegen, der mit unserer Geburt in die Welt kam, und dem wir dadurch entsprechen, daß wir selbst aus eigener Initiative etwas Neues anfangen. [...] Weil jeder Mensch auf Grund seines Geborens ein *initium*, ein Anfang und Neuankommeling in der Welt ist, können Menschen Initiative ergreifen, Anfänger werden und Neues in Bewegung setzen.“³

VON DOMINIK HARRER

¹ Im Internet abrufbar unter http://www.focus.de/kultur/diverses/film-hannah-arendt-begeistert-in-toronto_aid_818010.html, letzter Zugriff am 02.01.2017.

² Bundeszentrale für politische Bildung, *Aus Politik und Zeitgeschichte* 39/2006, 33. Download möglich unter <http://www.bpb.de/apuz/29504/hannah-arendt>.

³ Arendt, Hannah, *Vita activa oder Vom tätigen Leben*, München¹⁵ 2015, 215.

Wahrheit und Lüge in der Politik

In diesem Artikel möchte ich mich mit Hannah Arendts Aufsatz „Die Lüge in der Politik“ auseinandersetzen. Dieser erschien erstmals 1971 unter dem Titel „Lying and Politics“ im „New York Review of Books“; in deutscher Fassung wurde er 1972 in der „Neuen Rundschau“ publiziert. Worum geht es ihr, was will sie aufzeigen oder

beschreiben?

In ihrem Essay über die Enthüllungen zum Vietnamkrieg (1955–1975) durch die partielle Veröffentlichung der „Pentagon Papiere“ 1971 denkt Hannah Arendt über die Rolle von politischen Lügen in Demokratien nach. Und stellt die Frage, ob das Lügen nicht auch im Rechtsstaat die totalitäre

Gefahr einer Aufhebung der Unterscheidung zwischen Wahrheit und Unwahrheit in sich birgt.

„Es ist kein schöner Anblick, wie die größte Supermacht der Welt bei dem Versuch, eine winzige rückständige Nation wegen einer heftig umstrittenen Sache in die Knie zu zwingen, wöchentlich tausend Nichtkombattanten tötet oder schwer verwundet.“ (Robert S. McNamara)

Die Geheimhaltung und Täuschung wird von den Diplomaten Diskretion aber auch die *arcana imperii*, die Staatsgeheimnisse genannt. Die gezielten Irreführungen und blanken Lügen werden als erlaubte Mittel zur Erreichung politischer Zwecke angesehen und sind uns seit den Anfängen der Geschichte schon bekannt. Wahrhaftigkeit allein war noch nie eine politische Tugend, die Lüge galt immer als ein erlaubtes Mittel in der Politik. Diese offensichtlich aggressive und aktive Fähigkeit zu lügen unterscheidet sich aber von der passiven Anfälligkeit für Irrtum, Illusion, Gedächtnisfehler und dem, was uns als Versagen unserer Denkfähigkeit angelastet werden kann.

Ein Wesenszug menschlichen Handelns ist es, immer etwas Neues anzufangen, wobei es ihm niemals möglich ist, *ab ovo* anzufangen *ex nihilo* etwas zu erschaffen. Um Raum für neues Handeln zu erhalten, muss zuvor schon Vorhandenes beseitigt oder zerstört werden. Die Fähigkeit zu lügen und jene zu Handeln hängen zusammen, sie verdanken sich unserer Einbildungskraft. Es steht uns *frei*, etwas zu verändern oder Neues zu beginnen, wir können ja oder nein sagen, doch ohne unsere geistige Freiheit wäre Handeln nicht möglich. Handeln ist aber das eigentliche Werk der Politik.

Wenn wir von (Tatsachen-)Wahrheiten sprechen, muss uns klar sein, dass solche niemals notwendigerweise wahr sind. Sie können durch Lügen verzerrt oder wieder der Vergessenheit anheimgegeben werden. Tatsachen bedürften zur Feststellung oder ihrem Festhalten glaubwürdiger Zeugen, weshalb Tatsachen-Aussagen niemals

über jeden Zweifel erhaben sein können (...). Diese Gerechtigkeit verlockt *bis zu einem gewissen Grad* zur Täuschung, weil Dinge ja tatsächlich so sein könnten, wie der Lügner behauptet.

„Lügen erscheinen dem Verstand häufig viel einleuchtender und anziehender als die Wahrheit, weil der Lügner den großen Vorteil hat, im voraus zu wissen, was das Publikum zu hören wünscht“. Er hat seine Schilderung präpariert und glaubwürdig gemacht, während die Wirklichkeit uns meist unvorbereitet trifft. Der Lügner kann aber niemals die Wirklichkeit völlig verdecken.

Lügen aus Prinzip führt keineswegs zum Erfolg, wie wir aus dem Versagen der totalitären Experimente und dem Urvertrauen totalitärer Herrscher auf die Lüge ersehen können und konnten. Aber auch Fakten auszumerzen etwa, wie die Arbeitslosigkeit in einer sozialistischen Wirtschaft nicht zu deren Ideologie passt und deren Vorhandensein leugnet: der Arbeitslose wird zur Unperson (...). Aber wenn es lebensnotwendig ist, dass man so handelt als ob man der Lüge vertraute, dann wird Wahrheit oder Unwahrheit unwichtig, es verschwindet die Tatsachenwahrheit und deren Verlässlichkeit aus unserem Leben, gleichzeitig der wichtigste Stabilisator *im dauernden Wandeln menschlichen Tuns*.

Führt dies womöglich zur Selbsttäuschung?

VON FRANZ BAUMGARTNER

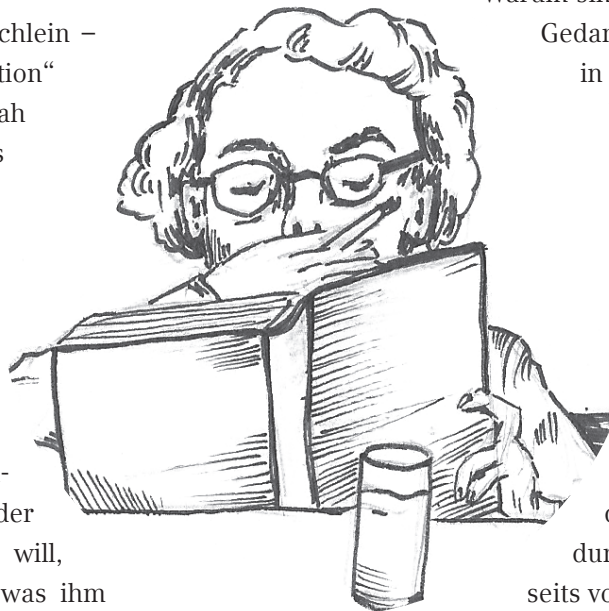


Über das Unausprechliche

Mit dem Namen Hannah Arendt verbinden wir eher politische Schriften und denken weniger an Dichtung. Und doch gibt es kaum eine Denkerin in deren theoretischem Werk literarische Texte eine so große Rolle spielen. „Nur von den Dichtern erwarten wir Wahrheit“¹, notiert sie in ihrem Denktagebuch. In allen ihren Büchern spielen literarische Texte eine entscheidende Rolle: In der Studie über den „Totalitarismus“ oder in „Vita activa“ sind Verse aus Gedichten von Goethe, Rilke oder Brecht gestreut.

Es gibt ein kleines Büchlein – „Die verborgene Tradition“ – in dem sich Hannah Arendt 1943 in Essays mit verschiedenen jüdischen Dichtern und Schriftstellern auseinandersetzt. Stefan Zweig der sich in seiner Jugend in einer Welt der Geborgenheit und Sicherheit wähnte oder Franz Kafka, der nicht davon ablassen will, wie sie es ausdrückt, was ihm als Menschenrecht zusteht. In anderen Texten beschäftigt sie sich mit Marceles Prosts „Die Suche nach der Verlorenen Zeit“: „Proust dichtete den letzten und schönsten Abschied von der Welt des 19. Jahrhunderts [...]“, mit einem „nicht mehr“ – Kafka hingegen schrieb von einem Standpunkt aus, der „in einem ‚noch nicht‘ existiert.“² Die Denkerin thematisiert die Jüdische Tradition als verborgene und die europäische Tradition als gebrochene. Sie war der Überzeugung, dass unser Denken nach dem Traditionsbruch Beispiele, exemplarische (Lebens-)Geschichten braucht, die uns helfen uns in unserer Welt zu orientieren, zu urteilen und eine humane Perspektive einzunehmen.

In Arendts Bewahrung von literarischen Texten kommt eine sehr persönliche Form von Mut und Unbeirrbarkeit, aber auch eine gewisse Einsamkeit und Zerbrechlichkeit zum Ausdruck – untrennbar verbunden mit den Auswirkungen einer Welt in Trümmern, die die Zukunft einer großen Ungewissheit aussetzt. Daraus ergibt sich die unausweichliche Notwendigkeit, Wörter und Bilder aufzusammeln, die mit der Zeit zu verwelken und zu erlöschen drohen.



Warum sind für Hannah Arendt diese Gedanken so wichtig? Sie spricht in ihren Seminaren von dem Vermögen der Einbildungskraft mit dem „verstehenden Herzen“, das auf das Faktum antwortet, dass uns manche Ereignisse zu nahe sind und zu nahe gehen, andere aber zu fern bleiben und gleichgültig lassen. In diesen „Übungen in Einbildungskraft“ rücken wir einerseits vom zu Nahen in die richtige Distanz und andererseits können wir

„die Abgründe der Ferne“³ überbrücken. Damit werden wir fähig für beides: Nahes und Fernes zu verstehen und uns mit ihm zu versöhnen.⁴ Die Dichtung versucht auf diese Spannung zu antworten, auch wenn vieles letztlich Unausprechlich bleibt. Gleichzeitig ist es aber dieses „Unausprechliche, das den eigentlichen Kern, die Ursache bildet“, so Arendt, „ja, weil dies Eine unaussagbar war, wurde alles Andere geschrieben.“⁵ Wenn wir etwas auszudrücken versuchen, in Schmerz, Trauer oder Liebe, so wissen wir, dass letztendlich das Gesagte oder Geschriebene nur eine Annäherung sein kann, die Ursache selbst aber, liegt im Dazwischen der Worte. Das heißt aber nicht, dass wir diese Grenze nicht im-

mer wieder zu überschreiten suchen.

Wenn sie in all ihren Büchern die Dichter, die sie liebt, zitiert, so ist das wie eine Beglaubigung der eigenen Wahrnehmung durch Sprache, in dem sie sagt: „Es ist doch nur um Zeugen zu haben, auch Freunde.“

Vielleicht können wir Hannah Arendt verstehen, denn daran war ihr viel gelegen, womöglich ihr ganzes Anschreiben für eine Welt, in der wir zwar eingeschrieben, aber immer neu geboren werden, zwischen Vergangenheit und Zukunft, in der

verzeihen und versprechen möglich ist. Darum sagt sie in dem berühmten Gaus-Interview:

„Ich selber wirken? Nein, ich will verstehen. Und wenn andere Menschen verstehen – im selben Sinne, wie ich verstanden habe –, dann gibt mir das eine Befriedigung wie ein Heimatgefühl.“

Dichterisch denken. Annäherung an das Unausgesprochene.

VON MARGARETE BACHINGER

¹ Arendt, Vom Leben des Geistes. Das Denken. Das Wollen, hg. v. Mary McCarthy, München 1998, 208.

² Arendt, Hannah, Nicht mehr und noch nicht, in: Hannah Arendt – Hermann Broch Briefwechsel 1946-1051, hg. von Paul Michael Lützeler, Frankfurt / Main 1996, 169f.

³ Arendt, Freiheit und Politik, in: Arendt, Zwischen Vergangenheit und Zukunft. Übungen im politischen Denken I, hg. v. Ludz, Ursula, München 1994, 214, zit. nach: Sauer, Hans, Die politische Bedeutung der Natalität bei Hannah Arendt, in: Ganzfried, Daniel / Hefti Sebastian (Hgg.), Hannah Arendt. Nach dem Totalitarismus, Hamburg 1997, 103 – 119, 114.

⁴ Ebd.

⁵ Arendt, Hannah, Denktagebuch. 1950-1973, 2 Bände, hg. von Ursula Ludz und Ingeborg Nordmann, München 2002. Erster Band, Heft XV, April 1953 {13}, 353f.

⁶ Arendt, Hannah, Fernsehgespräche mit Günter Gaus (Oktober 1964), in: Arendt, Ich will verstehen. Selbstauskunft zu Leben und Werk, hg. v. Ursula Ludz, München 1996, 44 – 70, 46f.

„Die Banalität des Bösen“

In diesem Artikel möchte ich das, was uns in Margarete von Trottas Film „Hannah Arendt“ mit filmischen Mitteln erzählt wird, von einer philosophisch-theoretischen Perspektive aufrollen. Was bedeutet die Rede von der „Banalität des Bösen“, worauf bezieht Arendt sich dabei und welches Theorem steckt dahinter?

In ihrer Auseinandersetzung mit dem Phänomen des Bösen fällt insbesondere ein Wandel in der Begrifflichkeit auf: In „Elemente und Ursprünge des Totalitarismus“ spricht Hannah Arendt im Gefolge Immanuel Kants noch vom radikal Bösen. Das radikal Böse wird von Kant als Umkehrung des Vorrangs des guten Willens in der Ordnung des Sittlichen in sein Gegenteil verstanden. Durch einen freiheitlichen Entschluss stellt der Mensch andere Maximen, wie z. B. die der Sinnlichkeit, vor die des Sittengesetzes und der gute Wille

verliert seinen Vorrang. Der Hang zum Bösen ist nach Kant im Menschen verwurzelt, was durch den Terminus „radikal“, von lat. *radix*, die Wurzel, ausgedrückt wird. Bei Kant tritt das Böse als Versuchung an den Menschen heran. In „Elemente und Ursprünge des Totalitarismus“ übernimmt Hannah Arendt den Begriff, um die Grauen der Konzentrationslager und die Realität totaler Herrschaft zu beschreiben.

Nach der Konfrontation mit Adolf Eichmann in dem nach ihm benannten Prozess spricht sie nicht mehr von der Radikalität, sondern von der Banalität des Bösen. Das radikal Böse lässt sich nicht mit den Personen der Täter vereinbaren. „(...) I changed my mind und spreche nicht mehr vom radikal Bösen. (...) Ich bin in der Tat heute der Meinung, dass das Böse immer nur extrem ist, aber niemals radikal, es hat keine Tiefe, auch

keine Dämonie. Es kann die ganze Welt verwüsten, gerade weil es wie ein Pilz an der Oberfläche weiterwuchert. Tief aber, und radikal ist immer nur das Gute.“¹

Wie so viele ihrer Zeitgenoss*innen erwartete auch Arendt angesichts der Menge an Morden, für die Adolf Eichmann verantwortlich war, irgendein pervernes Monstrum oder einen pathologischen Ideologen. Stattdessen war der Mann im Glaskasten erschreckend normal, wie ihm mehrere Gerichtspsychiatern bestätigten. Somit steht am Beginn die Erkenntnis, dass althergebrachte Klischees bzw. Erkennungsmerkmale des Bösen hier nicht gelten.

Banalität leitet sich vom franz. *banalité* ab und steht synonym für „Allgemeinplatz, Plattitüde, Trivialität“. Zwischen dieser Attribuierung und dem Ausmaß und Grauen der begangenen Verbrechen klafft ein Widerspruch und Arendt wurde vorgeworfen, damit den „Verwaltungsmassenmörder“ Eichmann und seine Taten zu verharmlosen.

In der Vorlesung „Some Questions of Moral Philosophy“, die 2006 auf Deutsch unter dem Titel „Über das Böse“ publiziert wurde, differenziert sie den Gedanken philosophisch aus. Der Grundbegriff der Banalität des Bösen ist die Gedankenlosigkeit. Hannah Arendt geht besonders detailliert auf die sokratische These „Es ist besser Unrecht zu leiden, als Unrecht zu tun“ ein. Die Logik dieser Aussage wird so erläutert: Ich stehe zu meinem Selbst in Beziehung, in diesem Sinne bin ich Zwei-in-Einer. Wenn ich also Unrecht tue, bin ich verdammt mit einer*m Übeltäter*in zusammen zu leben. Denken ist ein Dialog mit

sich selbst. Die Existenzweise dieses stummen Zwiegesprächs nennt sie Einsamkeit. Das grenzt sie sowohl von Verlassenheit, Isoliertheit und anderen Formen des Alleinseins ab. „Einsamkeit bedeutet, dass ich, obwohl allein, mit jemandem (d. h. mit mir selbst) zusammen bin.“² In der Freundschaft nimmt der*die Freund*in den Ort des zweiten Selbst ein. Die Einsamkeit wird zur Basis der Moral.

Hannah Arendt geht noch einen Schritt weiter und verknüpft das mit dem Person-Sein. Diejenigen, die nichts Böses tun und auch die reinigen Bösewichte vollziehen zutiefst menschliche Tätigkeiten: Der Dialog mit sich selbst im Nachdenken. Sprechen und Denken sind so eng an den Personenbegriff geknüpft, dass wenn diese beiden menschlichen Tätigkeiten im moralischen Belangen nicht vollzogen werden, auch der Personenstatus darunter leidet. Wenn wir es mit einem banalen Bösen zu tun haben, gibt es somit keine Person, der vergeben werden könnte. Das Größte begangene Böse ist jenes, das von Niemandem begangen wurde, d. h. von menschlichen Wesen, die sich weigern Person zu sein.

Ein gewichtiger Einwand, der gegen die Banalität des Bösen als Konzept gemacht wurde, ist jener Vorwurf der Falscheinschätzung Eichmanns. Das Image als banaler Schreibtischtäter war einigen Quellen zufolge eine Selbstinszenierung Eichmanns und Hannah Arendt war darauf „hereingefallen“.

VON LAURA MARIA HÖLLHUMER

¹ Hannah Arendt an Gershom Scholem (New York, 20. Juli 1963), in: Hannah Arendt und Gershom Scholem: Der Briefwechsel 1939-1964, 2010, S. 435.

² Arendt, Hannah, Kohn, Jerome [Hrsg.], Über das Böse : eine Vorlesung zu Fragen der Ethik, München [u.a.] 2006, S. 70.

LITERARISCHES

(Ja) Herrschaftszeiten (noch einmal)! (Ja) ist das (denn) die Möglichkeit! Nicht zu glauben! Nein, wie isses nun bloß möglich! Das darf nicht wahr sein! (Ja) isses denn möglich! Zweifel und Argwohn. Nein sowas! Ach ja? Ach was! Herrschaftszeiten.

VON KATHRIN DULLINGER

(Quelle: openthesaurus)

Das Regime der unabweisbaren Fragen

I. Ich steche mit der dreizinkigen Gabel in das zu großen Polstern aufgeschichtete Heu. Mit Schwung raufe ich einen Packen heraus und werfe ihn durch die Lucke in den darunterliegenden Kuhstall. Dann wieder ein satter Stich ins getrocknete Gras und hoch und ins Loch damit. Als schwächlicher 13-Jähriger brauche ich für den benötigten Haufen eine Dreiviertelstunde. Endlich schreit mir die Helén, die Magd meines Onkels, bei dem ich in den Weihnachtsferien zu Besuch bin, ein „Gnua!“ herauf. Erschöpft wanke ich an das Ende des Schobers und steige vorsichtig die steile Holzterrasse hinunter, die in den niederen, weißgekalkten Raum führt, der für 15 angekettete Hochleistungsrinder Fress-, Schlaf-, Melk- und Scheißstätte in einem ist. Gleich helfe ich der Helén, das von mir heruntergeworfene Futter in die Tröge zu heben – vorsichtig, um die weichen und begierigen Schnauzen nicht mit der Gabel zu verletzen –, während meine Tante Resi die Melkmaschine nacheinander an die bierkistengroßen Euter anlegt. Endlich ist alles verteilt, und ich darf mich ausrasten. Vor der Liesl, der Name steht in akkurater Kreideschrift auf einer kleinen Schiefertafel über ihrem Kopf, setze ich mich auf einen Schemel und schaue ihr beim Fressen zu. Seelenruhig züngelt sie sich ein Büschel Heu ins Maul, um es nach ausführlichem Kauen in den ersten ihrer vier Mägen hinunterzuschlucken. Und das nächste. Dämmerige Behaglichkeit macht sich breit. Dieses Geräusch, das ihre regelmäßig mahelnden Kiefer machen, rührt mich auf eine seltsame Weise an. Ich schaue der schönen Liesl in die feuchten Augen und habe plötzlich das Gefühl, in das glasige Braun hineinzukippen. Es gibt nun kein Dazwischen mehr: ich bin die Kuh und die Kuh ist ich und beide kiefeln wir an unserem komischen Leben. Irgendwann legt sich eine warme Hand auf meine Schulter und mit einem Mal bin ich wieder zurück in meinem kleinen Bewusstsein. „Kimm Franzi, gemma eini, mia san fertig ...“ Das eben Geschehene bleibt als fast Vergessenes im finsternen Stall zurück. Verwundert folge ich den beiden Frauen über den mit Findlingen

gepflasterten Hof zum Wohntrakt hinüber. Der kalte Abendwind treibt mir ein paar Tränen in die Augen.

Und seit damals trage ich eine nicht zu beantwortende Frage mit mir herum: *Wie um alles in der Welt fühlt es sich an, ein Rindvieh zu sein?* Die Geburt eines Philosophen – oder eines Verrückten. Erst 30 Jahre später werde ich gemerkt haben, dass das ein und dasselbe ist.

II. Der Hörsaal 1 unserer Universität ist gerammelt voll. Alle warten wir auf den Rhetor. Das Thema seiner Ansprache ist groß an die Wand projiziert: *Wir wissen, wie es angefangen hat – aber wie wird es enden?* Schon kommt der Ersehnte herein; es ist jener Kollege, der auf dem hiesigen Lehrstuhl für neutestamentliche Bibelwissenschaft sitzt. Er tritt an das mit weißen Lilien geschmückte Pult und beginnt begeistert ein frommes Kinderlied zu singen: „Die Sonne hoch am Himmelszelt, alles hat Gott gemacht. Die Sterne und die weite Welt, alles hat Gott gemacht. Niemand ist größer als unser Herr und Gott! Niemand ist größer als unser Herr und Gott!“ Ich pasche frenetisch in die Hände, als einziger. Nach diesem imposanten Präludium hält der Vortragende kurz inne und hebt dann mit nun ruhiger Stimme an zu sprechen: „Liebe –“ Die Wucht dieses Worts weckt mich auf. Ich blinzle in die Nacht und mache mir meine langsamen Gedanken ... Der Redner selbst kann ja hier wohl nicht gemeint sein, den kenne ich ja kaum ... Wir grüßen uns zwar immer freundlich, wenn wir uns vorm Kaffeeautomaten sehen, aber in diesem Traum ist er Werkzeug eines höheren Willens, das ist klar ... Dieses eigenartige Motto, das muss der Schlüssel zu allem sein, ja, sicher ... Vom hermeneutischen Eifer müde geworden, schlafe ich wieder ein.

Am Morgen habe ich die nämliche Frage vergessen. Aber für euch will ich sie noch einmal aufschreiben: *Wir wissen, wie es angefangen hat – aber wie wird es enden?* So.

VON FRANZ NAARN

Schule – Ort der Verzweiflung oder der Hoffnung?

Kinder haben von Grund auf eine immense Neugier an ihrer Umwelt, an ihrem sozialen Umfeld und an sich selbst. Diese Neugier versucht Schule zu aktivieren und auf Inhalte zu projizieren denen Schüler*innen im Alltag normalerweise nicht begegnen. Diese Inhalte (Lehrplan) werden von der Politik (Bundesministerium für Bildung) bestimmt um Kinder möglichst gut auf *das Leben* vorzubereiten. Schulpflicht wird dadurch legitimiert, dass Kinder auf das Leben in unserer Welt vorbereitet werden sollen, insbesondere auf ein Leben in der Berufswelt. Aktuell ist es aber oftmals so, dass sich Schule nicht durch den Praxisbezug legitimiert, sondern Schule sich durch Schule legitimiert. Diese These lässt sich vielleicht schwer beweisen aber die intuitive Richtigkeit lässt sich daran überprüfen, dass die Lernmotivation vieler Schüler*innen sich nicht am *Interesse* am Leben fest machen lässt sondern am *Druck* gute Noten schreiben zu müssen. Lehrer*innen sind quasi das Bindeglied zwischen dem theoretischen Wissen und der praktischen Anwendung. Ihre Aufgabe ist es also (u. a.), die Lehrinhalte so zu vermitteln, dass sie auf die Lebenswelten der Kinder sensibilisieren, bei diesen auf offene Ohren stoßen und ihre Interessen wecken. So kann es gelingen, dass sie sich den Stoff zu Eigen machen und daran wachsen können.

Während der*die Lehrer*in den Schwerpunkt des Lehrinhalts in der Frage „*Wie* vermittele ich den Lehrstoff?“ sieht, war es die Frage „*Warum* wird mir dieser Lehrstoff vermittelt?“, mit der ich mich während meiner Schulzeit oft konfrontiert sah. „Man lernt in der Schule nicht für die Schule, sondern für das Leben“. Diesen Satz empfand ich damals als reinen Zynismus.

Ich habe mir die Mühe gemacht, meine alten Schulsachen hervorzukramen, welche ich seit der Volksschulzeit akribisch sammelte. Jedes einzelne Heft und jedes einzelne Schulbuch habe ich in meinem Zimmer verstaut, in der Erwartung, bei Bedarf nachsehen zu können. Der Gedanke beru-

higte mich, dass ich all das Wissen das ich während meiner Schulzeit gesammelt habe, dass all dieses Wissen sicherheitshalber, wenn es schon nicht in meinem Kopf gespeichert ist, ich es dann zumindest als Nachschlagewerk zu Hause liegen habe. Die ganze Arbeit, Informationen fein säuberlich auf- und abzuschreiben, sie zu verzieren und Akzente zu setzen und mich damit strukturiert auseinander zu setzen, sollte nicht umsonst gewesen sein. Doch leider war es so.

Kein einziges Mal habe ich die Regal-Tür für etwas anderes geöffnet, als um neues Schulzeug darin zu verstauen. Kein einziges Mal fand ich mich in der Situation wieder wo ich mir dachte: „Ach ja, das hab ich schon Mal gehört und weiß wo ich es nachschlagen kann“. Das mag vielleicht an der, in der Zwischenzeit alltagstauglich gewordenen, Erfindung des Internets liegen, welches sich unter anderem eben genau für die Informationsabfrage eignet. Doch worauf ich hinaus will ist, dass das Versprechen, dass mich dieses Wissen in meinem Leben irgendwann vorwärts bringt, sich zumindest subjektiv als Unwahrheit entpuppte. Schon allein die Tatsache, dass ich eben nie das Schulzeug-Regal öffnete, unterstreicht diese Befürchtung.

Ich blätterte also gespannt durch die Schriften meines „Früheren-Ichs“. Seiten, gefüllt mit Unmengen meiner Zeit und Energie. Tests, welche mir teilweise die schlimmsten emotionalen Achterbahnfahrten beschert haben. Zum Beispiel fand ich einen Musiktest der zweiten Klasse Hauptschule, der mich nach der Instrumentenbesetzung des Karl-Orff-Schulwerks fragte. Antwort: Glockenspiel, Xylophon, Metallophone, Pauken, Trommeln, Triangel, Becken, Cembalo, Holzblock, Schlaghölzer, Kastagnetten und verschiedene Rasselinstrumente. In meinem Religionsheft fand ich ein Kreuzworträtsel, das nach biblischen Namen wie „Timotheus“ oder „Barabbas“ fragte. Daraus ergab sich der Lösungssatz: „Das Neue Testament besteht aus 27 Büchern“. Ich lernte in

Biologie über die Entwicklungsstadien einer Biene, in Geschichte lernte ich wie die Schiffe von Columbus hießen und in Physik lernte ich was eine Molmasse ist. Nie wieder in meinem Leben musste ich wissen, was Pronomen sind und nie wieder musste ich ein „X“ finden.

Natürlich habe ich jetzt konsequent Beispiele angeführt die meinen Verdacht stützen. Natürlich hat mich der breite Weg der Schulbildung an möglichst vielen Themenfeldern schnuppern lassen, um mir einen groben Überblick von der Welt zu verschaffen. Trotzdem habe ich oft diese Frustration in mir gespürt, welche hoch kam wenn ich mich mit einem Thema beschäftigen musste, welches mir als so unwichtig vorkam, wie ein Sandkasten in der Wüste.

Die Kritik die ich hier versuche zu formulieren geht im Wesentlichen über meine eigenen Schulerfahrungen weit hinaus und hinterfragt die generelle Sinnhaftigkeit unseres aktuellen Bildungssystems.

Sinn entsteht dort, wo sich meine Ideen mit meinem Handeln identifizieren. Bildung bezeichnet den Prozess (sich bilden) oder einen Zustand (gebildet sein), sich reflektiert ins Verhältnis zu sich, zu anderen und der Welt zu setzen. Sinnhafte Bildung sollte also sowohl helfen meine Ideen zu *formen*, wie auch mein Handeln zu *fördern*. Im Horizont meines Seins sollte eine Synthese der wechselseitigen Befruchtung entstehen.

Doch in der Schule hatten meine Interessen und Fähigkeiten keinen Platz. Individualität hat in der Schule sowieso keinen Platz. Viel zu oft wurde meine Intelligenz an meiner Erinnerungsfähigkeit festgemacht. Bulimielernen. Und das ganze um schlussendlich ein Papier zu bekommen, mit meinem Namen drauf und 19 Zahlen gegenüber von Fächernamen. Meine Fahrkarte in die ungewisse Zukunft – mein Zeugnis.

Nach der Schulpflicht hatte ich trotz 15 Einser, keine Ahnung wie es weiter gehen sollte. Mir wurde zwar viel an Information nahe gebracht, aber mit dem Wissen darüber wie man eine Gedichtanalyse in drei Sprachen verfasst, kann man keine Steuererklärung ausfüllen. Welche Berufe es gibt, beziehungsweise mit welchen Tätigkeiten



Foto: unsplash.com

man seinen Teil zur Gesellschaft beitragen kann, von dem man auch selbst leben kann, wurde mir in keinem Fach erzählt.

Ich wusste also absolut nicht was die Welt da draußen eigentlich ist. Die Welt wusste aber scheinbar wer ich bin. Denn egal ob ich mich für eine höherbildende Schule oder für einen Lehrberuf bewarb, jeder wollte im Prinzip nur mein Zeugnis sehen um zu wissen ob ich geeignet sei oder nicht. Ach hätte ich doch nur in der einen Woche als wir die letzte Mathe Schularbeit hatten, nicht mit Freunden am Baumhaus weiter gebaut, sondern vier, fünf Stunden mehr gelernt. Dann hätte ich vielleicht eine Eins statt einer Zwei im Zeugnis gehabt und wäre somit für die Chemie-HTL, statt nur für die Fachschule geeignet gewesen. Oder wäre ich doch nur nicht am Wochenende vor der Englisch Schularbeit krank geworden. Dann hätte ich vielleicht eine Zwei statt einer Drei bekommen und wäre möglicherweise in die nähere Auswahl bei der Bank-Bewerbung gekommen.

Die zuvor angeführten Gründe, weshalb sich be-

sagte Noten und Berufswege dann eben nicht so gestaltet haben, sind nur fiktiv und überspitzt. Doch sie zeigen, wie diese vereinfachte Standardisierung von Bildung, maßgeblich komplexe, zukunftsweisende Entscheidungen eines Individuums beeinflussen kann. Schlussendlich brach ich die Fachschule nach einem Semester ab und wollte auch nach Abschluss meiner Finanzdienstleistungskaufmannslehre nichts mehr von dieser Branche wissen. Hätte ich doch nur vor der Berufswahl eine Institution besucht, die mir dabei hilft, die Welt und die Menschen lernend zu erforschen. Wäre ich doch nur im Laufe meines Bildungsprozesses in Kontakt mit verschiedenen Menschen aus verschiedenen Berufssparten gekommen. Aber nein, ich habe Fakten auswendig gelernt die ich heute innerhalb von Sekunden über mein Smartphone abrufen kann. Wissen wurde in Fächer unterteilt und Menschen in Klassen. Es sollte ein Sprichwort geben das sich irgendwie wie folgt anhört: „Was scheiße war in Kindesjahren, soll deinem Kind nicht wiederfahren.“

Wenn wir so etwas wie Schule derzeit nicht kennen und sich die fähigsten Menschen der Erde zusammensetzen würden um zu überlegen, wie sie ihre Kinder am besten zu einer zufriedenen, verantwortungsbewussten Person erziehen könnten, würde Schule vermutlich nicht sehr viel mit dem zu tun haben wie wir sie jetzt kennen. Was nicht bedeutet, dass Schule und Lehrer*innen bisher keinen guten Job gemacht haben. Sie haben das Bestmögliche aus den ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen gemacht in einem durch Reformversuche am Leben gehaltenen, kaputten System. Reformen, die leider oftmals am eigentlichen Ziel vorbei gehen. Schule als ein Ort an dem Phänomene statt Fächer unterrichtet werden. Mit Interessensgemeinschaften statt Klassen. Pädagog*innen und Vertreter*innen verschiedenster Berufe, die sich die Unterrichtsrolle teilen. Zeugnisse, die keine Noten beinhalten sondern, wie Dienstzeugnisse, Stärken betonen. Doch so schön es wäre, den Gedanken vom „*eigentlichen Ziel*“ weiter zu spinnen, um eine Utopie entstehen zu lassen von Erziehung, Bildung und Schule, so muss ich doch so realistisch sein um zu erken-

nen, dass es dazu wohl so schnell nicht kommen wird. Die Frage, die sich mir und vermutlich jeder*jedem anderen Lehrer*in bisher und künftig stellt, lautet: „Was kann ich dazu beitragen, um Schulzeit ertragreich zu machen?“

Schule hatte damals, so wie auch heute, gewisse Rahmenbedingungen in denen sich Lehrer*innen und Schüler*innen bewegen können. Viele dieser Bedingungen und Richtlinien haben durchaus ihre Berechtigung. Manche Dinge haben sich aber auch einfach nur festgefahren, ohne aktuelle Legitimation. Einige Verhältnisse haben sich auch geändert, zum Besseren. So wird z. B. als Unterrichtsziel nun der Erwerb von Kompetenzen formuliert. Das heißt, dass, statt einem rein inhaltlichen Bearbeiten eines Themas, im Unterricht darauf abgezielt wird, vier Kompetenzebenen (Haltung, Kenntnis, Fähigkeit, Fertigkeit) zu entwickeln. Aus dieser Überlegung lässt sich auch das Lehrer*innen sein komplett neu denken. In Reflexion mit meiner Schulzeit und meinem künftigen Lehrerdasein frage ich mich: „Welche Früchte ich aus dem Boden der Frustration meiner Schulzeit ernten kann?“

All die Energie, die Zeit, die finanziellen Mittel, die Aufmerksamkeit die ich selbst mitbringe und welche mir Kinder entgegenbringen, muss ich so versuchen zu nutzen, dass daraus Perspektiven und Autoritäten wachsen. Ich möchte helfen, Ideen zu formen und Fähigkeiten zu fördern, statt zu versuchen, bodenlose Fässer zu füllen. Das Erforschen von Themen begleiten, statt anleiten. Kein Diktator von Inhalten sein, sondern ein Stichwörtergeber, ein Potentialcoach. Genreübergreifende Zusammenhänge aufzeigen – im Licht der Praxis. Nicht über den Dingen stehen, sondern in ihnen gehen. Neue Blickwinkel eröffnen. Weniger Antworten geben, mehr Fragen stellen.

Berufung zum Beruf werden lassen – bei mir, so wie bei möglichst vielen anderen.

Schule als Ort der Hoffnung auf ein gelingendes und glückliches Leben.

VON JULIAN KAPELLER



Foto: Maria Finner

Mein Foto steht für unsere ganz persönliche, kleine oder große, "Gedankenbibliothek".
Wie viele Bücher haben wir in unserem Leben schon gelesen? Welche kennen wir in und auswendig und welche bleiben uns in Erinnerung? Wie sehr herrschen wir über unsere Gedanken, welche Geschichte haben wir schon fast vergessen? Verbinden wir bestimmte Bücher mit unseren eigenen Emotionen, unseren eigenen Erlebnissen?
Mit welchen Büchern willst du deine eigene Bibliothek noch ergänzen?
Ist Platz für unsere eigenen kleinen Geschichten?

BÜCHERREGAL VON MARIA FINNER

Gottesherrschaft im Mühlviertel

Der Laimbauernaufstand 1636



Gegen Ende des Mittelalters wurde die Abgablast, die die leibeigenen Bauern der Obrigkeit zu entrichten hatten, immer erdrückender. Schriftlich in Latein abgefasste Gesetze ersetzten altes Gewohnheitsrecht, was es den Bauern immer schwerer machte, sich auf legalem Weg gegen Ungerechtigkeit zu wehren. Mit der Reformation setzten viele Bauern ihre Hoffnungen in den Protestantismus. Schon frühere Bauernaufstände,

etwa der von Thomas Müntzer 1525, beriefen sich in ihrem Kampf gegen Ausbeutung, Leibeigenschaft und Adelswillkür auf die Bibel. Das Frankfurter Würfelspiel 1625 war nur noch der Funke, der das Fass zum Überlaufen brachte, es kam zum Oberösterreichischen Bauernkrieg von 1626. Zwar ging es auch hier um die sozialen und politischen Belange der Bauern; aber mit dem Einsetzen der Gegenreformation immer mehr

auch um das Recht, seinen Glauben – im Falle der Bauern den evangelischen – frei ausüben zu dürfen. Nach dem Ende des Bauernkrieges waren die Bauern zwar besiegt, allerdings flammten noch ein Jahrzehnt lang überall in Oberösterreich immer wieder Aufstände auf. Einer dieser Aufstände, der des Martin Aichinger, hatte sogar das Ziel, die Herrschaft Gottes auf Erden zu errichten. Und zwar im Mühlviertel.

Martin Aichinger, besser bekannt als „Laimbauer“ wurde vermutlich um 1590 in Luftenberg geboren. Nach dem Oberösterreichischen Bauernkrieg wurde er von seinem Hof vertrieben. Seit 1632 trat er als Wanderprediger auf und scharte auf seinen Zügen durch das Machlandviertel (entspricht etwa dem heutigen Unteren Mühlviertel; erst 1779 wurden Mühl- und Machlandviertel vereinigt) zeitweise bis zu 2.000 Menschen um sich. Auch Wundertaten wurden ihm nachgesagt. Anders, als viele Bauernführer vor ihm, stellte er nicht die Bauernbefreiung in den Mittelpunkt, er wollte ein Gottesreich auf Erden schaffen. War ihm zunächst noch wichtig, die „reine lutherische Lehre“ zu verteidigen, die Menschen von katholischen Sakramenten wie Beichte und Eucharistie abzuhalten und dafür Predigt und Gesang in den Mittelpunkt religiöser Praxis zu stellen, schien er sich im Laufe der Zeit immer mehr radikalisiert – und auch vom evangelischen Glauben entfernt – zu haben. Seine Predigten wurden zusehends apokalyptischer, seine Frömmigkeit immer jenseitsbezogener. In einem von ihm selbst komponierten Lied etwa heißt es:

*„Herzlich thuet mich verlangen
nach einem selligen Enndt,
weil ich bin umbfangen
von Triebsal und Ellendt“*

Manchmal gab er vor, er wäre ein Engel, am Ende behauptete er sogar, von Gott auserkoren zu sein, an seiner statt die Welt zu regieren, und wenn es zur letzten großen Schlacht gegen die Katholiken kommt, würden die Heerscharen des Himmels auf seiner Seite kämpfen.

1636 hatte der Laimbauer wieder etwa 300 Leute um sich geschart, darunter etwa 30 bewaffnete, der Rest waren Frauen, Kinder und Alte. Am 12. Mai 1636, dem Pfingstmontag, wollte er mit seinen Anhängern in der Kirche auf dem Frankenberg (Gemeinde Langenstein) Gottesdienst feiern. Während der Messe aber wurde die Kirche von über 2.000 Soldaten der Landstände umstellt. Trotz dieser Übermacht konnten die Bauern erst besiegt werden, als es nach Stunden gelang, die Kirche –samt den darin befindlichen Menschen – niederzubrennen. Die wenigen schwer verletzten Überlebenden, unter ihnen auch der Laimbauer, wurden nach Linz gebracht und nach einem Schauprozess am 20. Juni 1636 auf dem Linzer Hauptplatz hingerichtet.

Nach dieser letzten Schlacht der Oberösterreichischen Bauernkriege bauten die Jesuiten das „Frankenberger Kircherl“, wie es im Volksmund hieß, wieder auf, um von ihm aus die Rekatholisierung voranzutreiben. Sie wirkten in dieser Gegend bis zur Aufhebung des Ordens 1773. Danach verfiel die Kirche erneut, heute zeugt nur noch ein Mauerrest von ihr. Seit 1986 befindet sich dort ein Bauernkriegsdenkmal, zu dem eine Tafel gehört, auf der geschrieben steht: „Wir dürfen für Christus streben, nicht aber töten. Gottes Gebot heißt Liebe“.

VON ANDREAS HAIDER

Gedankengang



Foto: Maria Finner

Vor ihm lag ein langer, schmaler Raum, der sich nach hinten zu im Dämmerlicht verlor. Draußen schien der Herbst die Bäume in Brand gesetzt zu haben, vereinzelt wiederum erschienen unwirklich in ihren Farben. Der Winter hatte die Zeit übersehen, lediglich die Kälte brachte er mit. An den Wänden standen große, bis unter die Decken reichende Regale, vollgestopft mit Büchern in allen Formen und Größen. Sie hatten alle einige Jahre hinter sich gebracht, so auch der Mann, der verzweifelt nach einem ganz bestimmten Buch suchte. Die Kälte kroch in jede Ritze des alten Gemäuers. Diese legte sich auf die Möbel, durchwob die Teppiche unter den alten Bücherregalen, klebte sich an die öligen Bilder der Ahnengalerie an den noch freistehenden Wänden und begann, die großen Fensterscheiben milchtrüb einzunebeln. Ausgenommen der Geruch des alten Papiers und den Duft der einzelnen Geschichten, die nur darauf warteten gelesen zu werden, konnte man den Stress und die Aufregung des Mannes förmlich riechen. In seiner linken Hand hielt er seinen treuen Gefährten, den Taschenrechner,

während seine rechte Hand mit hurtigen Bewegungen die Regale durchsuchte. Er war damit beschäftigt seine Bücher zu zählen und kam dabei ordentlich ins Schwitzen, aber hauptsächlich interessierte er sich nur für ein ganz bestimmtes Buch. Bereits zweimal hatte er die hohen Regale durchsucht, abgesehen davon, dass das Ergebnis des Taschenrechners immer anders war, ließ sich dieses besondere Buch nicht finden. Er sah das Buch bildlich vor Augen, als würde es direkt vor ihm liegen. Der Einband hatte die Farbe einer grünen Eidechse. Es hatte mit Abstand den dicksten Einband gegenüber den anderen Büchern in den Regalen. Dieses Buch wurde anstatt restauriert, immer neu bespannt und glich daher einer dicken, grünen Holzplatte. Wenn die goldene Umrandung an den Enden und Seiten nicht wäre, würde es gar abscheulich aussehen. Der Titel, in schwarzgoldener Schrift geschrieben, erschien dem Alter des Buches nicht gerecht. Wie frisch aus der Druckerei stand in Großbuchstaben geschrieben „Gedankengang“. Der alte Mann würde seinen Laden verkaufen mit all seinen Bü-

chern, aber bevor er dieses Buch nicht gefunden hat, verlässt er seinen Laden nicht. Es waren seine Gedankengänge in diesem Buch und für ihn kostbarer als jedes andere seiner Bücher. Nicht nur weil die anderen Bücher, trotz des Alters in seinem Laden keinen großen Wert besaßen, sondern auch weil das Buch seine ganze Lebensgeschichte erzählte, seine Fragen und Gedanken, seine Sorgen und Ideen. Er konnte sich noch gut erinnern, wie eines Tages ein Kind in seinen Laden spazierte und seinen damaligen Freund, seinen Kater, liebevoll streichelte. Nach einer Weile fragte es: „Würdest du dich als Herrscher über deine Katze bezeichnen?“. Diese Frage kam sehr abrupt und unerwartet. Zunächst fiel ihm keine sinnvolle Antwort ein und er schenkte dem Kind nur ein Lächeln, aber später hatte er es doch noch geschafft einen klaren Gedanken zu fassen um die Frage zu beantworten, sein Buch half ihm dabei. Im Grunde wäre seine Antwort schlagartig „Nein“ gewesen, denn er liebte seinen alten Kater und würde niemals über ihm herrschen wollen. Aber mit reichlicher Überlegung wurde ihm klar, dass ihre Beziehung zueinander einer beidseitigen Herrschaft glich. Der Kater herrschte über ihn, weil er alles Erdenkliche tun würde, damit es seinem Kater an nichts fehlte und er herrschte über den Kater, weil dieser seine Liebe und Zuneigung brauchte. Wenn er wollte, so könnte er seinen Kater einsperren und verhungern lassen, aber auch der Kater könnte sich einen anderen Besitzer suchen und ihm somit das Herz brechen. Ohne Liebe zueinander wäre das allerdings alles gleichgültig. Also herrschte im Grunde die Liebe über die beiden? Er konnte sich nicht mehr erinnern wie er diese Frage genau beantwortet hatte, umso eher wollte er dieses Buch finden.

Manchmal wenn er sich ein Buch aus dem Regal nahm oder einen Artikel in einer Zeitung las, fragte er sich „gibt es eine gewisse Macht über den Leser?“. Wenn der Autor eines Buches schreiben würde „denke nicht an einen rosaroten Elefanten!“ dann würden wir trotzdem an einen denken. Oder nehmen wir an, ein Journalist würde in einer bedeutenden Zeitung über eine große Entdeckung einer wertvollen Vase berichten, wir wür-

den zunächst nicht zweifeln, dass diese Nachricht nicht stimmen könnte. So haben Zeitungen beziehungsweise Nachrichten eine gewisse Macht über den Menschen? Die Zeitung wird während des Frühstücks gelesen, das Radio dient bei der Autofahrt als Geräuschkulisse, die Fernsehnachrichten umrahmen das Abendessen. Natürlich muss man bedenken, dass es die „Vielseher“ gibt aber auch solche Menschen, welche einen maßvollen Medienkonsum pflegen. Was wir über die Welt, in der wir leben und über die Gesellschaft wissen zu glauben, wird über die Medien vermittelt. Doch stimmen diese Nachrichten überhaupt? Und wer bestimmt was richtig und was falsch ist? Sind Medien gleich eine herrschende Macht? Wer nur eine Zeitung liest, weiß nur eine Sicht auf die Welt. Wer mehrere liest, kann sich sein eigenes Bild, was richtig oder falsch ist, machen. Das ist auch der Grund, warum unter seinen ganzen Büchern noch viele Zeitungen stapeln. Er liebte das Lesen und kannte jedes seiner Bücher fast auswendig. Inzwischen betrachtete er seine Bücherregale im Sitzen eines alten Lehnstuhls. Er war sehr erschöpft und hatte die Suche nach seinem verschwundenen Buch schon fast aufgegeben. Seit sein Kater gestorben war, fühlte er sich stets einsam in seinem Laden. Er vermisste ihn immer noch. Erst jetzt bemerkte er, wie kalt es in seinem Laden war. Die Flammen der Kerzen auf seinem Arbeitstisch und auf dem Kamin, schienen sich unter der Kälte zu ducken. Auch die Säulen des Thermometers zogen sich zusehends in sich zusammen. Vielleicht wäre es Zeit Abschied zu nehmen. Abschied von seinen früheren Gedanken. Abschied von seinem Kater. Abschied von seinem Buch und Büchern in den Regalen. Abschied von seinem alten Leben. Abschied von seinem Laden. So wie sich die Blätter im Herbst von den Bäumen verabschieden, so sollte sich der alte Mann von so vielen Dingen verabschieden. Es wird Zeit, der nächste Frühling würde ihm bei seinem Neubeginn unterstützen. Er wird ein neues Buch schreiben, mit neuen Gedanken, Ideen und einer neuen Lebensgeschichte.

VON MALVINE NUSSBRÜCKER

Die Welt und ich: keine Liebesgeschichte.

Herrschaftszeiten! Es sind Zeiten wie diese, welche mich an der Demokratie verzweifeln lassen, wenn in den USA, in Großbritannien, in Osteuropa und anderswo die Populisten mit den von ihnen beschworenen Parallelwelten den Geist des Volkes treffen, welches ihnen dann scharenweise nachläuft und sie in Machtpositionen hievt.

Österreich hat sich wacker geschlagen, in einem Zweierduell, aber wenn es bei der nächsten Wahl nicht nur einen, sondern mehrere Gegenkandidaten zur FPÖ gibt und sich die Nicht-Protest-Stimmen damit aufsplintern ... und an Frankreich oder Italien mag ich gar nicht erst denken ...

... viel lieber denke ich daran, wie ich wohl herrschen würde. Gütig natürlich, gerecht, gottesfürchtig. Weiser als Salomo, wobei ich diese Latte für nicht allzu hoch gelegt halte ...¹

Aber in welcher Regierungsform? Jedenfalls wäre es keine Demokratie, welche ich wählen würde. Zu beeinflussbar offensichtlich das gemeine Volk, als dass man ihm solch wichtige Entscheidungen überlassen könnte ... so sehe ich im Grunde nur zwei sinnvolle – da stabile – Alternativen: die Volksrepublik China und die Heilige Römisch-Katholische Kirche.

Die Volksrepublik gehört zu den wenigen großen Staaten, welche ... nun ja, mit sicherer Hand geführt werden (wenn man das so sagen kann) und sich doch jenseits des Status einer rohstoff-exportierenden Bananenrepublik befindet. Die Wirtschaft wächst stetig, das Land ist auf dem Weg, die USA als mächtigste Wirtschaftsnation zu überholen und gleichzeitig wird auch das Heer ausgebaut, etwaige „Friedensmissionen“ von Möchtegern-Weltpolizisten zu verhindern, sowie nebenbei den eigenen politischen Einfluss auf zum Beispiel „eh schon immer chinesische“ Inseln (ca. 1.400 km vor der Küste des eigenen Festlandes) auszuweiten. Ja, damit lässt sich arbeiten.

Gewiss, die Unterdrückung gewisser „Menschenrechte“ könnte auch der beste *benevolent dictator* nicht gänzlich aufheben, ohne die eigene Position und damit seinen wohlthuenden Einfluss auf das Leben seiner Mitbürger*innen zu gefährden – und so müsste ich auch weiterhin die umfassenden finanziellen Zuwendungen meines Volkes annehmen, um damit die Schlüsselpositionen des Kabinetts ruhigzustellen (was hinderte sie sonst, von einer übergroßen Liebe zu mir abgesehen, mich durch jemand anderen zu ersetzen, der ihnen eben diese Reichtümer verspräche? Und sollten sie, die Menschen in dieser zweiten Reihe, doch ihre bescheidene Ader entdecken, was hinderte jene in der dritten Reihe, den Zweitgeordneten ihre Unterstützung zu entziehen, sie zu stürzen und wiederum anderen zu schenken?).

Aus dem Beispiel der Russischen Föderation könnte man lernen, dass ein Volk durchaus ruhig bleibt, wenn es nur von Jahr zu Jahr eine Aufwärtsbewegung erlebt und nicht allzu viel von der Welt da draußen versteht; insofern hatte Francis Bacon fast recht – nicht Wissen ist Macht (wie wir in der westlichen Welt so eindrucksvoll demonstriert bekamen), sondern die Kontrolle von Wissen. Gab es vor nicht allzu langer Zeit Fakten, die nicht ins eigene Weltbild passten, so musste dieses Weltbild irgendwie auf diese Fakten reagieren, musste sich anpassen, um diese zu erklären. Dieses Problem wurde mittlerweile elegant gelöst, indem man – die inhaltliche Ebene völlig links liegen lassend – wahlweise „Lügenpresse“ oder „Fake-News“ schreit und die Diskussion auf eine höhere Ebene bringt (auf welcher sowieso niemand niemanden von irgendetwas überzeugen kann). Ergänzt von einem **MINI**sterium zur **TRE**uen Ueberprüfung von **Ereignissen** ist der Weg zu Hirn und Herz der Bevölkerung sicher.

Problematisch wird natürlich die Entwicklung der

weltpolitischen Lage, wie sie sich momentan abzeichnet: Ein ängstlicher Protektionismus der einzelnen Nationen, welcher vielleicht den größeren und stärkeren Nationen mehr dient als den kleineren, aber doch das Wachstum gefährdet, sogar Rezessionen befürchten lässt, welche wiederum das bisher von kindlicher Liebe erfüllte Volk ungemütlich werden lassen könnten ...

Vielleicht doch lieber das Modell der Katholischen Kirche?

Rein politisch betrachtet wäre sie wohl einer Spielart des Absolutismus zuzuordnen, mit einem *paramount leader* an der Spitze, welcher über alle drei (unterschiedenen, aber nicht getrennten) Säulen von Legislative, Exekutive und Jurisdiktion gebietet, welcher außerdem nach seiner Wahl nicht mehr notwendig auf die Unterstützung seiner Wähler angewiesen ist, um im Amt zu bleiben. Eine ideale Position eigentlich, von der aus jemand – ich etwa – das tun und lassen könnte, was er wollte (an dieser Stelle unterlasse ich aus gegebenem Anlass das Gendern). Natürlich kommt mit dieser Machtfülle auch die Gefahr: Was ist, wenn ein Populist in diese Position gewählt wird? Doch selbst wenn man den göttlichen Beistand zur jeweiligen Wahl beiseitelässt, garantiert die Zusammensetzung des Elektorats nahezu die Vernünftigkeit des Gewählten ...

Insofern wäre eine solche Position derjenigen des Generalsekretärs fast vorzuziehen, wenn auch die Macht der Kirche gegenüber jener eines Staates über die Taten (wenn auch nicht notwendigerweise über die Herzen) der Menschen stark eingeschränkt ist. Was aber ist zu beherrschen wichtiger: Herz oder Hand? Sicherlich das Herz, weil dieses auch die Hand bewegt, besser als ein äußerlicher Befehl es tun könnte. Heißt dies aber, dass jegliche äußerliche Macht abzulehnen ist? So weit würde ich dann doch nicht gehen: Wenn

die Religion auf jegliche Äußerlichkeit verzichtet und rein auf innerlich-privaten Vollzug abzielt, wird sie erst das, was ihr von anderer Seite vorgeworfen wird: Opium des Volkes, ein rein privates Seelen-Wellness-Programm, das dem einzelnen in seinem Leben hilft („zu helfen vorgibt“), ihn ruhigstellt und damit die gegebenen Strukturen einzementiert. Das widerspricht aber so ziemlich jedem religiösen Selbstverständnis, welches doch die Strukturen der Sünde aufbrechen und den Unterdrückten die Freiheit bringen will.

Nein, Kirche muss politisch sein, soll auch ruhig vom Staat getrennt sein, weil dies ein Mehr an Freiheit für sie bedeutet (der Prophet, der einsam in der Wüste schreit, kann unverkürzt die göttliche Wahrheit verkünden, während der tatsächlich herrschende König auf die Realitäten achten und Kompromisse eingehen muss ...), aber so ein wenig weltliche Macht? Die muss ja auch positiv gesehen werden, wenn's dem Seelenheil der Menschen dient ... (und ohne Kniefall vor dem Höllenfürsten erlangt wird).

Herrschaftszeiten? Ja, Zeit für (meine) Herrschaft! Qualifikationen würde ich auch mitbringen², was ich jetzt nur mehr bräuchte, werte Leser*innenschaft, wäre Eure Unterstützung!

Ach nein, gerade die Unabhängigkeit von der Zustimmung des gemeinen Volkes (oder auch des edleren, welches meine Ausführungen liest) ist es ja, welche ich an den genannten Regierungsformen so schätze ... Wie steigt man nochmal auf in solchen Systemen? Durch Ernennung durch das vorige Oberhaupt bzw. durch die jeweiligen Elite, das Elektorat?

Verehrte Eminenzen, geschätzte Genossen, ich stünde zur Verfügung, wenn's wär ...

VON PETER KARTASCHOV

¹ Hat er doch, wenn ich mich nicht irre, nur einen Teil seines Königreichs besteuert, was zu dessen Aufstand und Abspaltung führte, sodass er am Ende mit nur einem kleinen Bruchteil dessen dastand, was er erbte ...

² Machiavelli etwa steht schon lange in meinem Regal, und B. B. de Mesquitas „Dictator's Handbook“ habe ich auch gelesen – was ich übrigens einem/r jeden empfehlen kann! Einen kleinen Auszug daraus gibt folgendes Video: <https://www.youtube.com/watch?v=rStL7niR7gs>

Hegel meets Westworld



Aus der Eröffnungssequenz von „Westworld“ © HBO, 2016.

Das Format der Fernsehserie hat sich etwa seit den 1980er-Jahren enorm weiterentwickelt. Es gibt mittlerweile Feuilletonbeiträge, wissenschaftliche Aufsätze, ja selbst Symposien zum Serienphänomen. Durch einen immensen Zuwachs an Komplexität stellt sie seit einigen Jahren eine ernstzunehmende Herausforderung für die konkurrierenden Medien dar:

„Nebentätigkeiten sind bei den Serien unserer Zeit nicht mehr drin, denn wir haben es hier mit dem erzählerischen Erbe von Dickens und Balzac zu tun, wenn nicht gar mit dem Äquivalent zur griechischen Tragödie, jedenfalls aber mit den Visionen von *auteurs*, die entweder vom Kino kommen oder mit

ihm in Konkurrenz treten.“¹

Alles Erdenkliche wird immer durchdachter verhandelt: Sex, Gewalt und Drogen, Tod und Trauma, Gender, ‚Rasse‘ und Klasse. Eine Serie wie *The Wire* lenkt unseren Blick dabei auf einen großen Vorteil gegenüber gewöhnlichen Spielfilmen: Das Kapital ‚Zeit‘ ist ganz anders zu nutzen, denn die über mehrere Staffeln laufenden Produktionen können viel mehr in die Entwicklung ihrer Figuren investieren, in das Ausspielen der Szenen und das Erkunden der Milieus bis in ihre Mikrostrukturen hinein.²

Das kann in weniger gelungener Ausarbeitung zwar zu lähmender Langatmigkeit führen, bei

wirklich guten Serien aber auch ganz neue und vielfarbige Horizonte des Fernsehens eröffnen, wie uns etwa *Stranger Things*, *Love* oder *Westworld* vorführen, um nur drei der im letzten Jahr angelaufenen Serien mit dem möglicherweise größten Potential zu nennen. (Nicht zu vergessen: *The Young Pope* mit Jude Law als Kirchenherrscher, der auf Abschottung und Härte setzt und uns vor die Frage stellt, wie es aussähe, wenn nicht Papst Franziskus, sondern ein Pius XXIII. an die Macht gekommen wäre.)

Im Folgenden will ich daher versuchen, eine dieser neuen Fernsehserien auf ihren philosophischen Gehalt hin zu untersuchen – denn das ist mittlerweile durchaus möglich: Wir bekommen dank der erzählfreudigen Köpfe hinter den dichten Geschichten oftmals reichhaltigen Denkstoff, der noch dazu atmosphärisch wie stilistisch in hohem Maße ausgefeilt dargeboten wird und folglich einfach auch richtig gut unterhält. Ich lasse deshalb alle kulturkritischen Skrupel beiseite (die natürlich auch ihren Ort haben sollen) und wende mich jener brandneuen Serie zu, die sich für den Zweck der philosophischen Betrachtung geradezu aufdrängt: *Westworld*.

Ein Science-Fiction-Vergnügungspark der Sonderklasse

Westworld ist eine US-amerikanische Science-Fiction-Western-Fernsehserie, die auf dem Roman bzw. dem gleichnamigen Film *Westworld* von Michael Crichton beruht: „Inspired by Michael Crichton's 1973 film of the same name, the drama is billed as a dark odyssey about the dawn of artificial consciousness and the future of sin.“³ Künstliche Intelligenz und die Zukunft der Sünde? Das sollte doch zu denken geben. Der von Anthony Hopkins gespielte Dr. Robert Ford ist der ebenso brillante wie wortkarge und undurchsichtige *Creative Director*, Chefprogrammierer sowie Vorstandsvorsitzende des futuristischen Vergnügungsparks *Westworld*. Dieser gibt den primären Schauplatz der Serie ab und dorthin begeben sich jene, die es sich leisten können, um sich so richtig gehen zu lassen, das heißt um zu morden, zu

vergewaltigen, spannende Western-Abenteuer zu erleben usw. In dieser nicht-virtuellen aber auch nicht realen Western-Welt treffen unter anderem das sanftmütige Bauernmädchen Dolores Abernathy (Evan Rachel Wood) und ihr Geliebter, der rechtschaffene Cowboy Teddy Flood (James Marsden) zusammen, zwei Androiden, die so programmiert wurden, dass sie einander begehren, ohne sich dabei wirklich lieben zu können. Es sind ja bloß menschengemachte Maschinen, die zwar ein Wildwestern-Bilderbuch-Paar abzugeben scheinen, aber vollständig nach einem vorgegebenen Skript agieren: „If I could stay here right with you, I would“, sagt Teddy, sehnsuchtsvoll, doch wir glauben dem inszenierten Verlangen nach Freiheit nicht, denn wir wissen: es ist scripted und in keinster Weise authentisch. Diese Androiden dienen den abgestumpften Gästen als Duell-Gegner*innen, Bettgenoss*innen, Schatzkartenvermittler*innen – und vieles mehr.

Die wiederkehrenden Kontroll-Gespräche im sterilen Wartungszimmer zwischen Dolores und Bernard Lowe, der rechten Chefprogrammierer-Hand von Dr. Ford, gespielt von Jeffrey Wright, machen uns jedoch stutzig: „Do you know, where you are, Dolores?“ – „I'm in a dream.“ Die sich in einem Traum wahnende humanoide Roboterfrau scheint im Laufe der Serie zunehmend daran zu zweifeln, dass es ‚in ihrer Welt‘ mit rechten Dingen zugehe: „Just sometimes I feel like the world out there is calling me.“ Kann sie ein Bewusstsein erlangen von dem Unterschied zwischen der Welt außerhalb, der ‚Wirklichkeit‘, und ihrer eigenen, durch und durch konstruierten Welt? Ein solches Wissen würde aber Selbstbewusstsein voraussetzen: Findet sie zu sich selbst, wird sie ‚Ich‘ zu sich sagen können? Ist dies gar das eigentliche Ziel des ‚Parks‘, den Dr. Ford mit Nachdruck als „entire world“ beschreibt: dass der Maschine endlich wirkliches ‚Leben‘ eingehaucht werde?

Die Dinge geraten außer Kontrolle: *Hosts* – das sind die gastgebenden Androiden – spielen plötzlich verrückt, es werden etliche programmierte Grenzen überschritten, es kommt zu unerklärlichen Gewaltexzessen und anderen merkwürdi-

Können die Androiden Selbstbewusstsein erlangen?

gen Verhaltensabweichungen – und natürlich: Sex, Gewalt und Exzess, das sind mittlerweile maßlos ausgebeutete Nicht-mehr-Tabus und die hiernach geifernden Fernsehkonsument*innen kommen voll und ganz auf ihre Kosten. Doch *Westworld* ist nicht dumm, sondern gleichsam „eine Parabel auf den modernen Serienrezipienten“: Es geht weniger um das Stillen unseres Verlangens nach Vergnügen als um „die Frage, was im virtuellen Zeitalter Realität heißen darf“, es ist eine „Roboterfabel für das Zeitalter von Oculus Rift.“⁴ Interessant ist auch das Wechseln zwischen den Welten, zwischen der ‚inszenierten‘ und der ‚wirklichen‘: Hier die innerweltlichen *Host-Guest*-Interaktionen, dort die Wartung der Roboter, das Prüfen ihrer Abweichungen vom Protokoll, das wissenschaftliche Examinieren noch der kleinsten Auffälligkeiten – es soll ja ein reibungsloses Erlebnis sein für die Besucher*innen, die für nichts anderes ihr Ersparnis hinlegen. Schön gruselige Momente kommen auch vor, etwa wenn sich einer der Androiden auf Befehl selbst in den sterilen Leichensack legt und von innen den Reißverschluss zuzieht...

Wirklicher
Widerstand
erfordert wahres
Selbstbewusstsein

Doch zurück zur Frage nach dem robotischen Selbstbewusstsein. Die Aussichten eines in *Westworld* angestellten Androiden sind nicht sehr rosig: „You and everyone you know, were built to gratify the desires of the people who pay to visit your world.“ Wir könnten die Aussage auch umformulieren und sagen: „Du und alle, die du kennst, wurden zu nichts anderem abgerichtet, als die Bedürfnisse jener zu befriedigen, die insgeheim das Ganze am Laufen halten und sich daran ergötzen.“ Das gäbe vielleicht den ersten Trittstein einer vehementen Gesellschaftskritik ab, die sich vom strukturalistischen (Systemzwang-) Denken verabschiedet und sich poststrukturalistisch-vertrauensvoll dem gelebten Widerstand hingibt: Wir wollen „nicht so, nicht dermaßen, nicht um diesen Preis regiert [...] werden.“⁵ Doch dafür braucht es ja erstmal ein ‚Selbst‘: In der Serie *Westworld* bekommen wir die instrumentelle Vernunft à la Horkheimer/Adorno rückhaltlos präsentiert, denn die Androiden werden geschändet,

ihr Datenspeicher wird gelöscht, die aktualisierte Software wird hochgeladen, sie werden wieder geschändet – und dass über Jahrzehnte hinweg, millionenmal. Was, wenn einer der Roboter unerwartet Selbstbewusstsein erlangt und gleichzeitig über ein absolutes Erinnerungsvermögen verfügt? Das ist gar nicht auszudenken.

Doch die Schöpfer des Vergnügungsparks machten sich sehr wohl Gedanken über das Selbstbewusstsein, ja sie entwickelten sogar eine eigenständige Theorie und integrierten die Möglichkeit, sich seiner selbst bewusst zu werden, in die Schaltkreise ihrer Versuchsmaschinen. Diese Theorie fällt zwar nicht sonderlich komplex aus, aber es ist ein spannendes Moment darin enthalten: Zunächst wird das Bewusstsein als eine Pyramide gefasst, die in vier Teile aufgeteilt ist. Auf der untersten Ebene befindet sich das ‚Gedächtnis‘: Die Androiden können ‚sich erinnern‘, das heißt auf das ihnen einprogrammierte Skript zugreifen und es ausführen. Es folgt auf der zweiten Ebene das Improvisationsvermögen: Die Androiden können ‚kreativ‘ und ‚eigenständig‘ (quasi-autonom) mit den gescipteten Inhalten (in einem vorgegebenen Rahmen) ‚spielen‘ und dadurch für mehr Lebendigkeit in *Westworld* sorgen. Die dritte Ebene der Pyramide verweist bereits auf das Selbstbewusstsein: Die Androiden haben ein ‚Interesse an sich selbst‘ und interagieren dementsprechend mit ihren menschlichen und nicht-menschlichen Interaktionspartner*innen – aber immer noch gänzlich im Rahmen ihrer Programmierung.

Und die Spitze der Pyramide? „Never got there“, wie Dr. Ford bekennt, doch in der Entwicklungsphase der Western-Welt gab es hierzu immerhin noch ernsthafte Überlegungen, was auch daran zu erkennen ist, dass die Androiden ihr jeweiliges Skript in einer Art *Call-and-response*-Verhalten ausführen, wenn sie ‚tätig‘ sind. Die Grundlage für ihr Verhalten sowie für die Bewusstseinstheorie war ursprünglich die Idee des „Bicameral Mind“: „The idea that primitive man believed his thoughts to be the voice of the gods“, so Dr. Ford in seiner Erinnerung an die frühen Tage. Die And-

roiden befinden sich in einem ständigen inneren Monolog, das heißt eine Stimme teilt ihnen mit, was zu tun und was zu unterlassen ist. Deshalb bestand anfangs noch die Hoffnung, dass die Androiden irgendwann *ihre eigene Stimme* entwickeln würden, doch wie gesagt warteten die kreativen Köpfe von Westworld vergeblich darauf. – Das erinnert doch stark an Sokrates und Hannah Arendt, wo es genau um dieses Zwiegespräch mit sich selbst geht, das den Grundstein für alles moralische Überlegen und Handeln bildet!⁶ Gelingt es den Androiden vielleicht doch noch, ein eigenes ‚Selbst‘ zu ergreifen? Alle bisherigen Experimente führten zwar nicht zu diesem utopischen Ereignis, aber immerhin funktioniert der Park schon wunderbar genug und der Vorstand ist ja zufrieden, solange sich das Ganze rentiert.

Ein RoboLaw für Westworld?

Die Serie *Westworld* mag nicht sonderlich tief in die KI-Forschungskiste greifen, ganz zu schweigen von philosophischen Selbstbewusstseins- und Identitätstheorien (wenngleich dem ‚Denken‘ zumindest am Rande nachgedacht wird); doch aufgrund der wundervollen Western-Kulissen, der anspielungsreichen Dialoge und der kontrastreichen Mischung aus Lo-Fi und Sci-Fi ergibt sich eine überaus gelungene Veranschaulichung der altbekannten Frage nach dem Verhältnis zwischen dem Menschen als Schöpfer und seiner unkontrollierbaren Kreatur, wie wir sie vom Golem, vom Zauberlehrling oder von Frankenstein her bereits gut kennen.

Dass heute die Roboter diesen Platz einnehmen zeigt sich unter anderem in der Debatte rund um ein Roboter-Recht: Wenn wir zum Beispiel sogenannte ‚autonome Systeme‘ als Haushaltsroboter einsetzen und uns erwarten, dass sie ‚selbstverantwortlich‘ unser Heim in Schuss halten, während wir außer Hause sind, dann könnten wir uns doch auch fragen, ob wir den Robotern aufgrund der auferlegten *Sorgfaltspflichten* konsequenterweise nicht auch *Rechte* zubilligen müssten. Es gab sogar ein EU-finanziertes Projekt, das sich in

den Jahren 2012 bis 2014 mit den gesetzlichen Grundlagen zur Robotik beschäftigte und in einen Projektbericht mündete, der den Titel trägt: *Guidelines on Regulating Robotics*.⁷ In den Konklusionen am Ende finden sich neben Überlegungen zur Robotik als einem zukunftssträchtigen strategischen Sektor für den Europäischen Markt auch Vorschläge für die Ergänzung unserer Grundrechte und -prinzipien: Es geht hier vor allem um verantwortungsvolle Forschung und Innovation im Zusammenhang mit der zunehmenden Robotisierung unserer Lebenswelt, wobei eine Frage besonders interessant ist: „Do robots deserve a special case?“⁸ Das heißt einerseits: Ziehen die rasanten Entwicklungen in der Roboterforschung und der zunehmende Einsatz von ‚autonomen Systemen‘ notwendigerweise maßgebliche Veränderungen in der Gesetzeslage nach sich? Das ist angesichts der zum Teil bereits Gegenwart gewordenen Zukunftsvisionen eine wichtige und dringend zu klärende Frage. Aber es kommt noch etwas anderes hinzu: Was ist eigentlich der Status von Robotern? Auf welche Theoreme gründen wir etwaige gesetzliche Änderungen und wie setzen wir uns selbst ins Verhältnis zu den neuen Maschinen? Sprechen wir von ‚Autonomie‘ und ‚Lernfähigkeit‘ so, als ob wir die genuin menschlichen Vermögen damit meinten? Werden gar die starken Thesen der KI-Forschung seit den 1960er-Jahren erneut ins Auge gefasst, die uns prophezeiten, dass es in absehbarer Zeit keinen wesentlichen Unterschied mehr geben werde zwischen dem menschlichen Geist und jenem einer Maschine?

Der Projektbericht ist hier erfreulicherweise kritisch genug, um solche Überlegungen zwar (teilweise) aufzunehmen, aber in aufgeklärter Weise zu diskutieren: Es wird zwischen einem *ontologischen* und einem *funktionalistischen* Argument unterschieden, wobei das ontologische eher in die Richtung geht, sich auf die „intrinsischen Aspekte“ eines Roboters und das Design desselben zu berufen. Das klingt dann wie folgt:

„By pushing the ontological argument further

Angenehme
Abgeklärtheit des
Projektberichts rund
um Robotik

one may conclude that robots – in some cases at least, namely when autonomous – amount to subjects, rather than objects; hence some sort of – legal – personhood [...] should be attributed to them, with all the consequences that may be derived therefrom in terms of rights and liabilities.“⁹

Den vielen Fragen, die sich hier auftun, kann ich hier nicht nachgehen: Was heißt eigentlich ‚autonom‘ und können Maschinen das sein? Gibt es einen graduellen Übergang von ‚Objekten‘ zu ‚Subjekten‘? Was soll unter ‚einer Art Personalität‘ verstanden werden? Was würde das für die Rechtsprechung in Bezug auf Rechte und Pflichten bzw. Haftung und Verantwortlichkeit bedeuten? – Wie gesagt gehen die Verfasser*innen des Projektberichts angenehm abgeklärt mit diesen Fragen um und tendieren zur funktionalistischen Seite:

„[T]he choice of attributing robots legal personhood would not be grounded on the ontological nature of the machine, rather on a purely instrumental argument of the opportunity of limiting liability or identifying an autonomous centre of imputation of rights and duties, like in the case of a corporation.“¹⁰

Daraus ergibt sich weniger der Zug hin zur Übertragung von Verantwortung auf Arbeitsmaschinen, denen womöglich auch noch Lohn ausbezahlt werden soll für ihre Tätigkeiten, damit die von ihnen verursachten Schäden ‚von ihnen selbst‘ finanziell beglichen werden können; vielmehr wird ein „instrumentelles“ Argument stark gemacht und analog zur juristischen Person die Möglichkeit eingeräumt, bei einem Schadensfall ein „autonomes Zentrum“ anzunehmen, um Rechte und Pflichten unterstellen zu können, wie im Fall einer rechtsfähigen Körperschaft.

Wo stehen wir nun nach dem bisher Gesagten? Den Ausgangspunkt bildete *Westworld*: Als Fernsehserie ist *Westworld* wohl einerseits ein wesentlicher Bestandteil unserer ‚kulturindustriellen

Herrschaftszeiten‘, andererseits ein mehr oder weniger reichhaltiges Reservoir für anspruchsvollen Denkstoff in schöner Aufmachung. Von der Aufmerksamkeitsökonomie abgewandt sahen wir uns die Serie genauer an und fragten im besonderen nach, wie es darin um die Bewusstseinstheorie bestellt ist, die zwar nicht gerade tiefschürfend ist, aber dem Sehvergnügen nicht im Wege steht. Doch *wirklicher* Widerstand – etwa der ‚ausgebeuteten‘ Androiden gegen ihre Konstrukteure und Konsument*innen – setzt *wahres* Selbstbewusstsein voraus, das heißt (im Anschluss an Kant und seine direkten Nachfolger): Wir müssen das „*Ich denke*“ immer mitdenken,¹¹ ansonsten gewinnen wir kein zureichendes Verständnis unserer selbst; eine autonome Lebensführung bzw. eine nicht-heteronome Selbstgesetzgebung fordert die Loslösung von allen unhinterfragten Autoritäten und die volle Verantwortlichkeit für uns selbst – nur so können wir *als* Freie *für* die Freiheit eintreten. Schließlich haben wir einen Blick auf die aktuelle Debatte geworfen, inwiefern Roboter als „spezielle Fälle“ des Rechts angesehen werden können, ohne (ontologisch) mit Titeln wie ‚autonomes Handeln‘ und ‚selbständiges Lernen‘ operieren zu müssen. Dadurch werden zwar tunlichst zu vermeidende begriffliche Verwechslungen und Missverständnisse vorerst aus dem Weg geräumt, aber die nicht unwesentliche Frage nach dem ominösen ‚Selbstbewusstsein‘ bleibt unerträglich unbeantwortet im Raume stehen. – Wenn nun schon von Herrschaft und Knechtschaft, Bewusstsein und Selbstbewusstsein die Rede ist, dann können wir kaum umhin, mit einem Rekurs auf Hegel diese Lücke noch einmal aus philosophischer Perspektive anzugehen.

Was würde Hegel sagen, wenn...

Das berühmte Herr-und-Knecht-Kapitel findet sich in der 1807 erschienenen *Phänomenologie des Geistes*, Hegels erster größeren Veröffentlichung. In der Phase der Ideenfindung lag es für mich auf der Hand, dieses vielbesprochene Kapitel zu studieren und darüber zu schreiben – denn als Titel klingt das doch einfach toll: *Hegel meets*

Westworld! Da habe ich mir aber nicht wenig vorgenommen, ja eigentlich wirklich zu viel, wenn es darum gehen soll, die Hegelsche Selbstbewusstseinstheorie in ein paar Absätzen darzustellen. Ja, können wir eigentlich von einer solchen ‚Theorie‘ sprechen? Also einen Teil aus dem Werkganzen Hegels herauslösen und zum Zwecke einer flotten Fernsehserienanalyse verarbeiten, indem wir die Frage stellen: „Was würde Hegel sagen, wenn er im Vorstand von *Westworld* säße?“ Ich habe mir dieses Unternehmen, das prinzipiell zwar sicher möglich wäre, aber einfach viel mehr Platz beanspruchen würde, als hier geboten ist, deshalb wieder ausgedet und dafür einen Blick auf die *Phänomenologie* insgesamt geworfen, um das besagte Kapitel zunächst einmal in das Ganze einordnen zu können.

Das ‚Ganze‘ ist ein gutes Stichwort. Vielen wird der Satz aus der Vorrede der *Phänomenologie* wohl bekannt sein: „Das Wahre ist das Ganze.“¹² Doch beginnen wir nicht gleich so voraussetzungsvoll: Ein Auszug aus dem *Intelligenzblatt der Jenaer Allgemeinen Literatur-Zeitung* vom 28. Oktober 1807 gibt gut leserlich Aufschluss über das allgemeine Unternehmen, das Hegel vorschwebt:

„Dieser Band stellt das *werdende Wissen* dar. Die *Phänomenologie* des Geistes soll an die Stelle der psychologischen Erklärungen oder auch der abstrakten Erörterungen über die Begründung des Wissens treten. Sie betrachtet die *Vorbereitung* zur Wissenschaft aus einem Gesichtspunkte, wodurch sie eine neue, interessante, und die erste Wissenschaft der Philosophie ist.“¹³

Hegel möchte eine völlig neuartige Wissenschaft der Erfahrung vorlegen, und zwar eine Wissenschaft der wirklichen, ungeschmälerten, konkreten und eben nicht irgendwie statisch aufgefassten, sondern der verlaufsformigen, *prozesshaften* Erfahrung. Von einer Theorie des Bewusstseins her gesehen ist die *Phänomenologie* daher eine Wissenschaft des *erscheinenden Bewusstseins*,

und da sich Hegel ganz auf die *Verlaufsfigur* der Erfahrung konzentriert, interessieren ihn auch keinerlei festen kategorialen Schemata. Es ist darüber hinaus zu bemerken, dass für Hegel alles Denken, will es sich als ein ‚wahres‘ rühmen, von der *Logik* abhängt und die wissenschaftliche *Methode* den eigentlichen Kern ausmacht. Diese Methode heißt bei Hegel ‚Dialektik‘ und besteht nicht einfach aus dem Dreischritt von These, Antithese und Synthese – dieses Verständnis geht auf Fichte zurück –, sondern: Die Dialektik ist der zurückzulegende Weg vom Allgemeinen über das Besondere zum Einzelnen, vom Unmittelbaren zum Vermittelten. Es geht um den Prozess der ‚Selbstaufhebung‘ des Abstrakten im Konkreten. Dieser Prozessgedanke wird von Hegel anschaulich am Beispiel von Knospe, Blüte und Frucht aufgezeigt:

„Die Knospe verschwindet in dem Hervorbrechen der Blüte, und man könnte sagen, daß jene von dieser widerlegt wird, ebenso wird durch die Frucht die Blüte für ein falsches Dasein der Pflanze erklärt, und als ihre Wahrheit tritt jene an die Stelle von dieser. Diese Formen unterscheiden sich nicht nur, sondern verdrängen sich auch als unverträglich miteinander. Aber ihre flüssige Natur macht sie zugleich zu Momenten der organischen Einheit, worin sie sich nicht nur nicht widerstreiten, sondern eins so notwendig als das andere ist, und diese gleiche Notwendigkeit macht erst das Leben des Ganzen aus.“¹⁴

Zwar geht es Hegel an dieser Stelle um etwas anderes, nämlich um die Kritik an der oberflächlichen Unterscheidung von ‚Wahr‘ und ‚Falsch‘ in Bezug auf widersprüchliche philosophische Systeme, doch so können wir uns in etwa die dialektisch gedachte „Aufhebung“ vorstellen: Das Beschreiben der Wirklichkeit mittels Aussagen, die nur *entweder* wahr *oder* falsch sein können und dadurch unveränderliche Bestimmungen nach sich ziehen, schließt ein Begreifen der fortschreitenden, sich entwickelnden *Wahrheit* aus, denn in der Verschiedenheit wird nur der (unauflöslche) Widerspruch gesehen. Gerade der *Widerspruch*

ist aber für Hegel das Entscheidende, denn er ist der eigentliche Antrieb der Vernunft.

Das dialektische ‚Aufheben‘ ist darüber hinaus in einem dreifachen Sinne zu verstehen: als „entfernen, beseitigen“ (ein Gesetz aufheben, lat. *tolle-re*), als „erhalten, aufbewahren“ (ein Tagebuch aufheben, lat. *conservare*) oder als „erhöhen, anheben“ (etwas vom Boden aufheben, lat. *elevare*). Die drei Stadien einer Pflanze – Knospe, Blüte und Frucht – veranschaulichen genau diese drei Momente und zeigen auf, dass das „Leben des Ganzen“ in seiner „flüssigen Natur“ besteht, die es dialektisch zu durchdringen gilt, wenn wir die Wirklichkeit wahrhaft begreifen wollen. – Lesen wir weiter: Die *Phänomenologie*

„faßt die verschiedenen Gestalten des Geistes als Stationen des Weges in sich, durch welchen er reines Wissen oder absoluter Geist wird.“¹⁵

Was ist hier mit „Geist“ gemeint? Wenn die *Logik* den Kern der Philosophie ausmacht, so behandelt Hegel außerdem noch die *Naturphilosophie* und die *Philosophie des Geistes*. Wie die anderen auch ist die Geistesphilosophie in drei Teile gegliedert: 1. Subjektiver Geist, 2. objektiver Geist und 3. absoluter Geist. ‚Geist‘ bedeutet bei Hegel im Grunde dasselbe wie ‚Freiheit‘: In der *Philosophie des Geistes* geht es darum, wie die Freiheit erscheint und wie sie sich entwickelt, bis sie in der Wissenschaft, also in der Philosophie, ihre Vollendung findet, und zwar als *sich wissende Selbstbestimmung*. Der Geist ist demnach wesentlich *sich realisierende Freiheit* und erst dann vollkommen er selbst, wenn er – sich seiner selbst bewusst – ganz zu sich selbst gekommen ist, eben als sich wissendes und sich selbst bestimmendes (Selbst-) Bewusstsein.

Und was folgt daraus für die Struktur einer adäquaten Erfahrungswissenschaft? Die „Gestalten des Geistes“ sind als Etappen seines *Zu-sich-selber-kommens* zu verstehen. Aus den verschiedenen Erscheinungsformen des Geistes bzw. der Freiheit ergibt sich die Einteilung der Wis-

senschaft in Bewusstsein, Selbstbewusstsein, Vernunft und schließlich Geist. Das *Selbstbewusstsein* deckt nun einen Bereich des *subjektiven* Geistes ab: Hier arbeitet er sich zur Freiheit empor und realisiert sich daraufhin in Raum und Zeit, er wird hier erstmals wirklich, konkret.¹⁶

(Im *objektiven* Geist geht es hingegen um seine Vergegenständlichung, etwa in Form von Gesetzestexten oder Verfassungen. Die wirkliche Vollendung erfährt er schließlich in seiner *absoluten* Gestalt, in der sich die Freiheit nicht nur im Handeln ausdrückt, sondern sich auch selbst erkennt. Die drei Formen des absoluten Geistes nach Hegel sind die Kunst, die Religion und die Philosophie.)

Wenn wir uns der Herr-und-Knecht-Thematik zuwenden, tauchen wir also mitten in das Selbstbewusstseinskapitel der *Phänomenologie des Geistes* ein und damit in den Bereich des subjektiven Geistes, der Hegel zufolge aber nur einen Ausschnitt aus der grundsätzlich ganzheitlich zu verstehenden Entwicklung des Geistes darstellt, die von seinem bewusstlosen Naturdasein bis hin zu seiner vollendeten Gestalt, dem „absoluten Wissen“, verläuft. Der oben zitierte Satz Hegels: „Das Wahre ist das Ganze“, gewinnt dadurch an Bedeutung und die direkt anschließende Erläuterung wird klarer: „Das Ganze [...] ist nur das durch seine Entwicklung sich vollendende Wesen.“¹⁷

Werfen wir abschließend noch einen Blick in das Selbstbewusstseinskapitel: Es ist überschrieben mit „Die Wahrheit der Gewissheit seiner selbst“ und gliedert sich in zwei Teile: „A. Selbständigkeit und Unselbständigkeit des Selbstbewusstseins; Herrschaft und Knechtschaft“, „B. Freiheit des Selbstbewusstseins; Stoizismus, Skeptizismus und das unglückliche Bewusstsein“. Wir haben es hier also mit einer bestimmten Form der ‚Wahrheit‘ zu tun: der *Selbstgewissheit*, denn das Bewusstsein richtet sich nicht mehr nur auf Gegenstände, die außerhalb seiner selbst liegen, sondern es wird sich selbst zum Gegenstand:

‚Geist‘ bedeutet
soviel wie ‚Freiheit‘

„Nunmehr aber ist dies entstanden, was in [den] früheren Verhältnissen nicht zustande kam, nämlich eine Gewißheit, welche ihrer Wahrheit gleich ist; denn die Gewißheit ist sich selbst ihr Gegenstand, und das Bewußtsein ist sich selbst das Wahre.“¹⁸

Im weiteren Verlauf geht es kurz gesagt um „die Dialektik in unseren Ideen, die wir von uns selber haben, dem, was wir zu sein behaupten, und dem, was wir tatsächlich sind.“¹⁹ Wenn der wissen-wollende Blick auf die Gegenstände außerhalb unserer selbst noch neutral und unbefangen sein konnte, so ist diese Abständigkeit vor dem Spiegel, in dem wir uns selbst vor uns haben, nicht mehr so ohne weiteres möglich. Aber ist es überhaupt ein gangbarer Gedanke, ein ‚Selbst‘ begrifflich festzuhalten, wenn wir im nächsten Augenblick schon wieder ganz Andere sind? Oder bleibt doch etwas gleich, woran wir uns orientieren können, zumindest eine ‚allgemeine Form‘ wie die selbstreflexive Struktur, das ‚Ich denke‘? Das Unterfangen, durch eindeutige Bestimmungen ein stabiles Selbstbild zu erlangen, scheint jedenfalls von vornherein zum Scheitern verurteilt zu sein. Daher stellt sich für Hegel der dialektische Übergang von den (selbstgewissen)

Vorstellungen, die wir von uns haben, zu unserem ‚wahren Ich‘ als mühevoll dar: Befreit von der falschen Zielsetzung sehen wir ein, dass wir unsere Situation von Grund auf neu überdenken müssen.

Wie nun diese Situation, in der sich die Menschen befinden, für Hegel aussieht und was das mit dem Verhältnis von Herr und Knecht zu tun hat, kann hier zwar nicht mehr ausgeführt werden, aber ein abschließendes Zitatgemenge macht hoffentlich genügend Lust darauf, selbst weiter zu fragen:

„Das Selbstbewußtsein erreicht seine Befriedigung nur in einem anderen Selbstbewußtsein. [...] Es ist ein Selbstbewußtsein für ein Selbstbewußtsein. Erst hierdurch ist es in der Tat; denn erst hierin wird für es die Einheit seiner selbst in seinem Anderssein. [...] Das Bewußtsein hat erst in dem Selbstbewußtsein, als dem Begriffe des Geistes, seinen Wendungspunkt, auf dem es aus dem farbigen Scheine des sinnlichen Diesseits, und aus der leeren Nacht des übersinnlichen Jenseits in den geistigen Tag der Gegenwart einschreitet.“²⁰

VON DOMINIK HARRER

¹ Horst, Sabine, *Bügeln geht nicht mehr*, erschienen in DIE ZEIT Nr. 27/2012. Online abzurufen unter: <http://www.zeit.de/2012/27/Fernsehen-Amerikanische-Serien>, alle Internetseiten wurden zuletzt abgerufen am 04.01.2017.

² Ebd.

³ Lesley Goldberg für *The Hollywood Reporter*, online abzurufen unter: <http://www.hollywoodreporter.com/live-feed/anthony-hopkins-evan-rachel-wood-676206>.

⁴ Daub, Adrian, *Futter für die Junkies*, erschienen auf ZEIT ONLINE, 02. Oktober 2016, im Internet abzurufen unter: <http://www.zeit.de/kultur/film/2016-09/westworld-hbo-serien-krise-serielles-erzählen>.

⁵ Foucault, Michel, *Was ist Kritik?* Berlin 1992, 52.

⁶ Arendt, Hannah, „Persönliche Verantwortung in der Diktatur“, in: dies., *Israel, Palästina und der Antisemitismus. Aufsätze (1943–1964)*, hg. von Eike Geisel und Klaus Bittermann, Berlin 1991. Gegen Ende ihres Vortrags von 1964/65 sagt Arendt: „Die Voraussetzung für [...] die Urteilsbildung ist keine hoch entwickelte Intelligenz oder ein äußerst differenziertes Moralverständnis, sondern schlicht die Gewohnheit, ausdrücklich mit sich selber zusammenzuleben, das heißt, sich in jenem stillen Zwiesgespräch zwischen mir und meinem Selbst zu befinden, welches wir seit Sokrates und Plato gewöhnlich als Denken bezeichnen.“

⁷ Der Download des Projektberichts ist möglich unter: <http://www.robolaw.eu/>.

⁸ *RoboLaw*, 205.

⁹ Ebd. 206.

¹⁰ Ebd.

¹¹ Kant, Immanuel, *Kritik der reinen Vernunft*, Frankfurt am Main 1974 [1781/87], 136 (B 131f): „Das: *Ich denke* muß alle meine Vorstellungen begleiten können; denn sonst würde etwas in mir vorgestellt werden, was gar nicht gedacht werden könnte, welches eben so viel heißt, als die Vorstellung würde entweder unmöglich, oder wenigstens für mich nichts sein.“

¹² Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Phänomenologie des Geistes*, Frankfurt am Main 1986 [1807], 24.

¹³ Zitiert aus Wikipedia: https://de.wikipedia.org/wiki/Phänomenologie_des_Geistes.

¹⁴ *Phänomenologie*, 12.

¹⁵ *Intelligenzblatt*, siehe Fn. 13.

¹⁶ „Mit dem Selbstbewußtsein sind wir also nun in das einheimische Reich der Wahrheit eingetreten.“ *Phänomenologie*, 138.

¹⁷ *Phänomenologie*, 24.

¹⁸ Ebd. 137.

¹⁹ Taylor, Charles, *Hegel*, Frankfurt am Main 1983 [1975], 203.

²⁰ *Phänomenologie*, 144f.



Foto: Maria Finner

Danke, Herr Cülen!

Ja bitte? ach Herr Cülen! Ja grüße sie, kommen sie, kommen sie nur rein, bitte setzen sie sich, sie müssen die Wartezeit entschuldigen, das Ministerium, wissen sie, man hat mich in der Mangel, wenn sie verstehen? So nehmen sie Platz, ich bitte sie, sparen sie sich die Förmlichkeiten, setzen sie sich doch, setzen sie sich. Ach das muss ich ihnen sagen, dass es mich freut, das wissen sie, nicht wahr, dass es mir doch eine rechte Freude ist, sie endlich hier sitzen zu sehen, das war doch schon ausständig, finden sie nicht, dieses Treffen, diese Unterredung unter uns, wenn man bedenkt, dass man so lange miteinander zu tun hat und dann nie ergibt sich was, na, das ist unglaublich! Was kann ich ihnen anbieten Herr Cülen, ein Glas Portwein,

vielleicht, einen Cognac? Aber selbstverständlich, wo bin ich wieder mit meinen Gedanken, das müssen sie entschuldigen, die Gewohnheit, sie verstehen, also bitte einen schwarzen Tee, kräftig und stark gesüßt, ja? Lassen sie mich sagen, Herr Cülen, dass ich hoch erfreut bin. Ich bin hoch erfreut. Und nicht alleine, alle sind wir hoch erfreut, sämtliche Mitglieder des Kollegiums sind ausgesprochen zufrieden, das kann ich ihnen sagen. Ihre Arbeit, das bleibt eine Glanzleistung auch in Zukunft und das muss ich ihnen sagen, dass ihr Nachfolger sich in großen Fußstapfen wird zurechtfinden müssen! Sehen sie, das ist nämlich lange schon überfällig zu erwähnen, dass der gesamte Beirat ihnen zu Dank verpflichtet ist für

ihren Einsatz. Das sage ich ihnen, das können sie mir glauben, dass sämtliche Beiräte so denken, die Selbstverständlichkeit mit der sie sich in der Vergangenheit ihrer Arbeit gewidmet haben, eine ausgesuchte Selbstverständlichkeit war das, so was merkt man doch. Diese Institution hat ein Profil, dank ihnen, eine Reputation und was kann man sich mehr wünschen bei einer Institution wie dieser, als Reputation, Herr Cülen, als klare Profilierung. Nein, lassen sie mich noch sagen, dass die Konzepte ihrerseits ein voller Erfolg waren. Das muss ich ihnen doch sagen, dass diese für uns so fremde Dynamik einen großen Sprung nach vorn erlaubt hat. Ganz toll! Wissen sie, dass dieses Haus sich nun verantwortlich zeigt für den weitaus größten Teil des Umsatzes unseres Kulturbundes? Das waren sie, ja natürlich. Kaum zu glauben. Erlauben sie mir die persönliche Bemerkung, dass mich das durchaus beeindruckt? Ich bin durchaus beeindruckt! In wievielter Generation hier bei uns, ohne Notizen entgeht mir scheinbar alles, erlauben sie, in wievielter Generation, sie und ihre Familie? Das ist doch nicht zu glauben. Zweite Generation Herr Cülen, das ist doch was. Ein großer Erfolg auch für sie, nicht wahr? Sie haben in [...] studiert, soviel ich weiß? Na und die Kinder? Ja sehen sie, das steht doch für was ganz bestimmtes, das merkt man doch. Nein, lassen sie mich sagen, dass die gesamte Konzeption ihrerseits ein voller Erfolg gewesen ist, trotz der kritischen Stimmen, wissen sie, die Zahlen die sprechen doch zum Schluss für sich, verstehen sie, da kann doch niemand noch dagegenreden, das wäre ja lächerlich, wenn doch die Zahlen gar so für sich sprechen, also wie gesagt ... bei dieser Konkurrenz, sie wissen das doch, da muss man kämpfen. Bei dieser Kulturproduktion muss man kämpfen und wer nicht kämpft, na... Alleinstellungsmerkmale, Herr Cülen, Fokussierung, das ist es, nicht wahr?

Also eines muss ich sagen, Herr Cülen; ich war nicht überzeugt. Nein, ich war nicht überzeugt, als allererstes. Ganz am Anfang. Dass sie sich derart versteift haben, sie waren ja, durch nichts waren sie abzubringen von ihrem Programm. Herrschaftszeiten! Wissen sie, diese Schwierigkeiten, da zu Beginn, von unserer Seite, da hoffe ich doch

außerordentlich, dass sie das nicht ernst nehmen, nicht noch darauf einen Gedanken verschwenden? Wie haben sie gesagt, damals? Eine neue Form der Musealisierung? Ach *erweitert*, ja natürlich, sehen sie ohne Notizen, ja, *erweiterte Form der Musealisierung*, das war das! Sehen sie, die Schwierigkeit, Herr Cülen, das waren doch nicht sie, das war doch die Herangehensweise. Das wissen sie doch, dass dahinter rein gar nichts Persönliches gestanden hat, dass so ein Thema eben gar so sensibel ist, dass ja erst keiner gewusst hat, wie so was überhaupt funktionieren soll. Sehen sie wir haben gedacht, sie stellen uns Grundrisse hinein in die Räumlichkeiten, Grundrisse aus dem zweiten Jahrhundert und Schautafeln, ewige Schautafeln, an einen derartigen Zugang wie ihren, daran hat ja keiner gedacht, dass sowas derart die Leute reinholt in unser Haus. Ja das muss ich ihnen sagen, Herr Cülen, dass so ein Konzept wie das von Ihnen, dass so ein Konzept schon neu ist. Das ist neu, Herr Cülen. Mein lieber, sie haben mit diesem Haus was ganz Neues gemacht. Eine ganz neue Art Museum, Herr Cülen, das ist ihr Verdienst. Wissen sie was wir gedacht haben im Beirat, bevor sie uns geschickt worden sind, wissen sie, wir haben damals gemeint, *was Technisches*. Da waren wir ganz fest dabei, dass *was Technisches* die Leute reinholt. Der Zeitgeist, oder, das ist doch das wo man immer sagt, das zieht rein, da kommen alle, wenn was modernes ausgestellt wird, was wo man merkt, dass man da mittendrin ... aber nein, das war's dann eben nicht! Das war's nicht! Das war's dann nicht und wissen sie, im Vertrauen; diese Herrschaftszeiten sind vorbei, was sagen sie? Dieses Industriegetue, das Technische, das Digitale, das merkt doch schon jeder, dass das ein Schmarren ist, dass da kein Profil mit hergestellt werden kann weil die Leute schon so voll sind damit, weil's alle schon zerreißt davon. Und dann wie zu Fleiß das noch ausstellen, immer wieder ausstellen ... Weltraummuseum! Digitale Kunst! Im Vertrauen, Herr Cülen: kein Schwein, kein Schwein interessiert das. Was haben sie damals gesagt? *Postsäkular*? Das war das, nicht wahr, das haben sie gesagt, damals, wie wir ihnen dagegengeredet haben vor lauter Zufriedenheit! Jaja,

nach dem Säkularen, nicht wahr? So! Das ist schon eine Idee gewesen, das muss ich ihnen sagen. Das war eine Idee! Diese Umstellung zu dem Nachher, also nach dem Säkularen und dazu in einem Museum, das hat noch keiner, also das war eben ganz innovativ, das sieht man eben jetzt, Herr Cülen. Und das gerade sie und noch dazu erst in der zweiten Generation, aber das wissen sie ja selbst, das erstaunt, ja das erstaunt, weil das nicht selbstverständlich ist unter diesen ihren Bedingungen. Sie haben das gemacht, das hat ihnen keiner geglaubt. Im Beirat, was haben die gesagt? Die haben gesagt, der Cülen, der will die Kirchen nehmen und rausreißen. Das haben die alle gesagt, dass sie die Kirchen einfach nehmen wollen und ausschneiden aus den Stadtplänen, einfach rauswerfen und nichts anderes hinstellen dafür, so haben die das verstanden, dass nichts vergleichbares nachkommt, weil eine Kirche kann ja nicht verglichen werden, nicht wahr, Herr Cülen, das ist jetzt doch offensichtlich, dass eine Kirche, ganz unabhängig von Konfession und bautechnischem Ausmaß immer unvergleichlich bleibt. Und dann, haben die alle gemeint, dann trägt er sie in unsere Institution und dort ankert er sie fest und dann soll auch noch wer kommen und das anschauen, wo doch schon vorher auf der Straße genug davon gewesen ist, wo doch schon lange keinen mehr eine Kirche interessiert, will der Cülen diese ganzen Sachen in unseren Räumen verankern, will das musealisieren das *Religionszeug*, so haben die gesagt. Mein Gott, wie die sich aufgeregt haben, unvorstellbar. Weil die alle geglaubt haben, dass das niemand interessiert, dass einfach keiner kommt. Wissen sie, dieses Misstrauen, das war begründet im eigenen Zugang, verstehen sie; Museumspersonal. Weil wie soll man sich das vorstellen, wo doch ein Museum zum Konservie-



ren da ist und nicht vielleicht zum Verdauen? Das haben ihre Vorgänger doch schon immer gemacht und dem Beirat war das bis dahin noch nie ein Problem gewesen dass man was rausnimmt aus dem Kontext, dass man was da wegnimmt wo es hingehört und zu uns hineinsetzt in die Säle, zum Herumgehen, Bewerten, zum Aufbewahren und Archivieren. Aber das hat eben niemand geglaubt, dass sie die Kirchen nehmen und bewerten, einfach rausnehmen aus den Städten, zur Konservierung. Sie haben das selbst gesagt; ein Religionsmuseum, das muss finanziert werden von staatlicher Seite und dass es eine staatliche Verpflichtung darstellt, nicht wahr, dass diese neue, dass die neuste und wahrscheinlich letzte Art von Museum überhaupt von staatlicher Seite finanziert werden muss und zwar ausschließlich, dass diese Art Museum eben erst unter staatlicher Protektion den einen Sinn kriegt, den ausschließlich musealen Sinn kriegt und nichts mehr oder weniger. Kein Ankaufsbudget und dergleichen, eine ewige Dauerausstellung, ein Mahnmal bitte! Ein schlechthinnig geschichtlicher Bruch. Radikal war das schon. Jaja Herr Cülen, das sag ich im besten Sinn, dass sie ein Radikaler sind, öha! Naja wissen sie Herr Cülen, das haben wir einfach ihnen zu verdanken, dass wir die ersten waren mit diesem Konzept, mit ihrem so großen Konzept und dass es ein immenses Glück war, dass sie geschickt worden sind. Persönlich, wenn sie mir das erlauben, also persönlich, ich war bald überzeugt. Wie die ersten Anfragen gekommen sind, das hat mich gleich so gewundert und von da an, das war der Moment, wie's geheißen hat; So! Wir gehen in Serie! Wenn ich daran denke, dass kein museales Konzept sich derart schnell verbreitet hat, wie das ihre ... Möchten sie noch Tee Herr Cülen, sie müssen entschuldigen wegen mir, wissen sie,

die Gewohnheit, ich trinke anders, verstehen sie, da sind ja diese Unterschiede und wenn's auch nicht mehr wichtig ist, braucht man halt doch die Abgewöhnung, naja sie verstehen das sicherlich. Eines muss ich sagen, Herr Cülen, dass sie das richtig gesehen haben. Sie haben das richtig gesehen, was da passiert, die Zeichen der Zeit, Herr Cülen. Was da passiert, das ist ja nicht neu, das passiert doch schon Jahrzehnte lang, nicht wahr, dieser Umbruch, lieber Mann, dieser unaufhaltsame Umbruch zum Menschen hin. Ähm ... *Ausgehend vom Menschen hin zum Mensch*, oder Herr Cülen, so haben sie das gesagt, damals? *Ach, Dem Menschen ein Mensch*, so war's, ja richtig! Der Aufsatz hat ja Furore gemacht, das war ja ein Schlaglicht sondergleichen wie sie das publiziert haben, bemerkenswert. Keiner wollte publizieren und dann sind sie uns geschickt worden, ja da hat man publizieren müssen und was war? Ein Erfolg, aber so was von, mein lieber Mann. Diese Argumentation ihrerseits hat uns alle beeindruckt, diese Vorwegnahme einer Entwicklung, ausgesprochen originell. Museumsbau als Herrschaftsbau, nicht wahr, von anthropologischem Keim bis zum immateriellen Weltkulturerbe der UNESCO und den ganzen Nationalparkspompnaderln und überall wird konserviert, oder, Herr Cülen? Ja, wir konservieren uns, das haben sie erkannt, dass wir uns einsperren und aufheben und dann blöderweise nichts mehr kommt, Ha! Der Mensch hebt sich auf, oder? Der Mensch schaut sich immer mehr selber an und alles, was er macht und was er ist wird ihm wichtiger und immer wichtiger, das war das, und so, das war ihr Wortlaut, so wird er obsolet, so schaut er auf sich, erbarmungslos geradezu, erbarmungslos meint er *sich* in allem, was er macht und hört einfach nicht mehr damit auf, baut er einfach weiter diese Orte, wo er sich wie zu Fleiß erst wieder besser kennen lernen soll nach seiner Auslagerung. Im Lager ist er, der Mensch, im Depot, da wird er konserviert und wir, dank ihnen, Herr Cülen, dank ihrem Konzept machen jetzt das Ende! Keine Trennung vom Staat, nein, der Staat, das haben sie doch so überzeugend ausgeführt, darf die Kirche nicht in Ruhe lassen, der Staat muss sich der Kirche widmen

auf die Art, wie er sich seit guten hundert Jahren auch allem Anderen widmet, mit der Herrschaft der Archivierung, nicht wahr, mit der musealen Herrschaft. So wie jetzt die Kirchen, und zwar ausschließlich, in den Museen archiviert werden, konserviert werden, ist die Trennlinie gezogen, nicht wahr? Das haben sie gesehen, das Potential, das da drin steckt. Schauen sie wir haben expandiert, wir haben ausgesourced im besten Sinn, sodass sogar die so genannten Künstler eine Ruhe geben. Sogar die so genannten Künstler sehen ein, dass viel zu viel produziert worden ist, dass der Gehalt schon so minder war. Ein Kunstmatzsch, Herr Cülen, eine undefinierbare Masse selbstverliebter Ideen. Und da drin steht dann noch einer und macht eine Performance! Das waren vielleicht Rumpelstilzchen unsere Kunden, bevor sie gekommen sind natürlich. Alle haben sie gegiert nach was *Lebendigem* und *Netzwerke* haben sie gründen wollen und *Interdisziplinarität* haben sie geschrien, ein Gerede sag ich ihnen. Die Kunst in drei digitalen Dimensionen und dazu ein Manifest, darunter ist ja nichts mehr ge-gan-gen. Und dieser Zwang zum theoretischen Unterbau, eine Seuche, sage ich ihnen, dass ständig jeder geglaubt hat, er müsse sich äußern. Herrschaftszeiten diese Künstlermeinungen, wissen sie, ich hab's nicht mehr hören können. Ständig ein Getue ums Eigene. Mit dem, mit ihrem Konzept, Herr Cülen, war das gegessen und dafür kann man doch nur dankbar sein, mein lieber Mann! Man braucht schon Courage zum Eingestehen, dass man sich selbst hoffnungslos verliert, je näher man sich kommt. Was wir uns ernst genommen haben. Und derart lange Zeit.

Ihre Hoffnung, dass die Museen sich leeren, bewahrheitet sich. Das ist es wo wir uns jetzt befinden, das, was sie gemeint haben, was keiner geglaubt hat. Dass die Museen, worin die Kirchen aufgebahrt sind, erst niedigerannt werden, sich nicht mehr raussehen werden aus dem Andrang, zu total geilen Orten sind ihre Museen geworden, die Zahlen sprechen für sich, Herr Cülen. Und dann der Schwenk, nicht wahr, und dann der Schwenk ... Das wollten sie wissen, die Leut', schon wieder wissen, noch immer wissen. Was

macht denn die Kirche, was denn die Religion, was passiert denn mit mir, mit uns die ganze Zeit; schauen wir's uns an, gehen wir ins Museum, wir wolln's wissen! Und die Dialektik hat schon eingesetzt, wie sie, Herr Cülen das prophezeit haben, ja, prophezeit. Der letzte Stoß der Dialektik, nachher kommt kein Richtungswechsel mehr, nicht wahr, Herr Cülen? Die ersten geben schon Ruhe, die ersten gehen nach Hause, ernüchert und gehen wieder an die Arbeit. Diese Ruhe, das hat's noch nicht gegeben, seit Jahrzehnten hat's das nicht gegeben, ich weiß das doch, ich bin doch nicht neu auf dieser Welt, so was spürt man doch, dass das ein Bruch ist, dass die Leut' sich wieder ansehen können, gegenseitig. Ein moderner Humanismus!

Prophetischer Humanismus, Herr Cülen. ... Ihr Konzept. Erst seit ihrem Konzept. Erst ab ihrer Ausweitung der Musealisierung auf das Fundamentale, weg vom Menschen. Ja das ist die Antwort, die schon so lang ausständig geblieben war, nicht wahr? Jetzt ist Ruhe, die Ruhe kehrt ein auf allen Breitengraden. Endlich eine Ruhe, mein lieber Mann.

Herr Cülen wissen sie; dass sie jetzt hier sitzen, das ist natürlich dieser Eigenart ihres Programmes zu verdanken. Dass sie vor *mir* sitzen, jemandem, der sich wie kein anderer um ihre Verdienste im Klaren ist. Aber sie machen's mir sogar noch leicht, sie haben das auch gesagt, sie haben gesagt, sie werden vor mir sitzen *müssen*. Ihre Vorgänger, wissen sie ich habe auch ein Gewissen, da war das nicht einfach. Jemanden abzusägen wo man weiß ... nicht wahr? Und den man kennt. Wir stehen so gut da wie nie zuvor, Herr Cülen, dank ihnen. So hat sich das abgespielt, dass man sagen kann: es passt, jetzt ist genug und wir können uns langsam zurücknehmen. Dieses Bewusstsein hat ja vorher keiner gehabt, schon gar nicht in dieser Branche. Und das

versteht sich, dass sie zuerst gehen müssen, das versteht sich von selbst. Ihre Mentalität das kann nur Vorbildwirkung haben, das sag ich ihnen. Sie Herr Cülen, das ist klar, sie dürfen nicht hier bleiben. Sie wissen das, nicht wahr, sie sähen sich sonst nicht mehr raus vor Interviews, vor Publikationsanfragen und diesem ganzen Mist, sie hätten ja keine ruhige Minute mehr. Wenn einer wüsste, dass nach diesem dialektischen Stoß noch ein anderer kommt, wer sollte das sonst sein wenn nicht sie? Ihr Tee, Herr Cülen, ich gieß ihnen noch einmal ein, sehen sie; das ist doch die Tragik, nicht wahr? Dass eh schon alle die Wahrheit kennen und trotzdem rumort's da noch herum. Da gärt was und wenn sie bleiben, Herr Cülen,

dann werden sie am Ende noch ausgerufen zu irgendwas, mein lieber Mann! Dann wär' das wieder für Umsonst gewesen, der ganze Aufwand, das Nehmen, das Hinstellen, das Herrschen, das Sichabfinden. Alles wäre vernichtet, auf einen Schlag, wenn sie blieben, Herr Cülen. Sie waren zu gut, das darf ich ihnen doch sagen, dass sie zu gut waren, für so viele. Zu gut waren sie! Zu gut! Herr Cülen was bleibt mir noch übrig, als ihnen Dank

zu sagen? Danke, Herr Cülen, und dass ich ihnen nur das Allerbeste wünschen kann? Für ihren selbstlosen Einsatz, ihre Entäußerung, Herr Cülen, von mir und dem gesamten Beirat, ein ganz ganz dickes Dankeschön bevor sie gehen. Das darf ich ihnen doch sagen?

VON PETER SCHINK



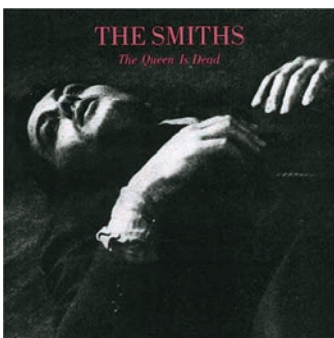
Monarchie und Alltag¹

Liebes musikbegeistertes Volk, leiht mir euer Ohr! Bevor ich als lang gediente Regentin über die Musikkolumne, von Redaktionsteams Gnaden, abdanke, möchte ich euch zum Abschied noch einige hörenswertere Lieder über Herrscherinnen und Herrscher vorstellen. Manche der empfohlenen Videos können sogar als historische Zeitdokumente dienen. Von *Gott*² über eine *Queen*³ und einen *King*⁴ bis hin zu gefeierten Präsidenten spannt sich diesmal der Bogen. Danke für euer Interesse und viel Vergnügen! Ich verneige mich vor euch, küsst die Hand, eure Katharina Kaar.

Gerechter König

Von einem vorbildlichen König handelt das im englischsprachigen Raum beliebte Weihnachtslied „Good King Wenceslas“, verfasst 1853 vom anglikanischen Theologen John Mason Neale. Darin geht es um den böhmischen Fürsten und Nationalheiligen Wenzel (908–928 oder 935), der am Fest des Hl. Stephanus einen armen Mann Brennholz sammeln sieht. Gerührt von der Szene in bitterkalter Nacht, machen sich König und Knappe zu Fuß auf den Weg, um den Unglücklichen mit guten Gaben zu beschenken (dt. Übersetzung): „„Bring’ nur Fleisch und Wein für ihn, Kiefernholz in Blöcken, wollen Speis ihm tragen hin, sehn wie’s ihm wird schmecken!“ Knapp’ und König gingen fort, wild klingt Sturmes Klagen, einer hilft dem andern dort Winters Unbill tragen.“
YouTube: Good King Wenceslas-Traditional Choir

Monarchiekritik



„Macbeth“. Zu Beginn ertönen einige Takte des

Weltkriegs-Liedes „Take Me Back To Dear Old Blighty“, dann entspinnt der Sänger seine rasant und sarkastische Version des Einbruchs in den Buckingham-Palast von 1982. „So I broke into the Palace“, singt Morrissey, „with a sponge and a rusty spanner. She said: ‚Eh, I know you, and you cannot sing‘ I said: ‚That’s nothing - you should hear me play piano!‘“ Elizabeth II. sah sich damals wegen fahrlässiger Sicherheitsvorkehrungen einem Eindringling gegenüber, der plötzlich nachts auf ihrer Bettkante saß und den sie bis zum Eintreffen der Polizei irgendwie unterhalten musste.

YouTube: The Smiths – The Queen Is Dead – lyrics/ oder das offizielle, sehr schnelle Video/The Smiths – The Queen Is Dead – A Film By Derek Jarman (Official Music Video)

Zeremonien

Wenn Staatsoberhäupter feiern bzw. gefeiert werden, gehört dazu traditionell auch Musik, wie z. B. zu Geburtstagen, Hochzeiten oder Begräbnissen. Zuweilen geht ein solcher Auftritt in die Geschichte ein. Die Gruppe ABBA führte 1976 etwa ihr neues Stück „Dancing Queen“ am Vorabend der Hochzeit des schwedischen Königspaares in der Stockholmer Oper auf, zu Ehren der baldigen Königin Silvia.

Jahre später, 1997, saß ich selbst bewegt vor dem Fernsehgerät, als die Begräbnisfeier von Diana, der Princess of Wales, übertragen wurde und Elton John „Goodbye England’s Rose“ darbot. Sein langjähriger Songwriting-Partner Bernie Taupin hatte dafür ein anderes Lied auf geniale Weise umgetextet, „Candle In The Wind“. Dieses war im Allgemeinen jenen Berühmtheiten gewidmet, die zu früh aus dem Leben schieden, aber insbesondere Norma Jean Baker. Unsterblich wurde sie als Marilyn Monroe, u. a. wegen ihrer Glückwünsche an John F. Kennedy während einer Gala zu seinem 45er im Madison Square Garden (1962): „Happy Birthday, Mr. President“. Sie dankte ihm „for all the things you’ve done, the battles that you’ve

won”.

YouTube: ABBA: Dancing Queen (Royal Swedish Opera 1976) HQ

Elton John – Princess Diana's Funeral 1997

Marilyn Monroe – Happy Birthday Mr. President

Allmächtiger

Der New Yorker Komponist und Sänger Randy



Newman ersann das vielleicht zynischste Lied, das bisher über Gott, den Schöpfer, geschrieben wurde und stellte es an den Schluss seines Albums „Sail

Away“ (1972). „God’s Song (That’s Why I Love Mankind)“ sei sogar, wie der Blogger David K. O’Hara befand, eine Theodizee, die alle Theodizeen beende. (Mehr unter <http://www.aquariumdrunkard.com/2015/01/28/gods-song-the-satire-of-randy-newman/>). Gott erzählt darin aus seiner Perspektive, wie verrückt er es findet, dass die Menschheit zu ihm betet, egal was er ihr antut: “I burn down your cities, how blind you must be, I take from you your children, and you say, ‘how blessed are we’”. Newman gelingt es in wenigen erschütternden Bildern und alleine am Klavier, auf unkritischen Gehorsam hinzuweisen.

YouTube: God's Song (That's Why I Love Mankind) – Randy Newman/wunderschön gezeichnetes Video!

Allmachtsfantasien

Wenn die göttliche Perspektive angesprochen wurde, ist es Zeit, auch die menschliche anzu-



sprechen. Wie wäre es denn alle Macht der Welt zu haben, ja das Universum zu sein? Vergeblich bei Chris Bell, der sich das in „I Am The Cosmos“ (gleichnamiges Album, 1992)

zwar einredet, aber am freien Willen seines Lie-

besobjekts scheitert: „So every night I tell myself ‚I am the cosmos, I am the wind‘, but that don’t get you back again“. Ein ätherisch schöner Rocksong, der sich in verschiedene Richtungen dreht und wendet. Bell lebte und musizierte in Memphis/Tennessee, bereiste zwischen missglückter Bandkarriere und beginnender Solokarriere Europa und starb mit 27 bei einem Autounfall, als er von der Schichtarbeit im elterlichen Restaurant nach Hause fuhr.

YouTube: Chris Bell – I Am the Cosmos

Veränderung von unten

Wir schreiben Oktober 1963. Ein Sänger reserviert für sich und seine Entourage in einem Hotel in Louisiana Zimmer. Alles in Ordnung, aber als die Gäste dort eintreffen, eine Gruppe Schwarzer, ist rätselhafterweise kein Zimmer mehr frei. Sie werden mehr oder weniger höflich hinauskomplimentiert, was verärgerte Reaktionen zur Folge hat. Beim nächsten Hotel in Shreveport, wo sie ihr Glück versuchen wollen, nimmt sie die Polizei wegen öffentlicher Ruhestörung fest. Der Sänger, dem dies passierte, war einer, der bereits etliche Gospel- und R’n’B-Hits gelandet hatte, nämlich Sam Cooke. Diesen und ähnliche Vorfälle verarbeitete er in „A Change Is Gonna Come“ (Album: Ain’t That Good News, 1964). Orchesterbegleitung und Zeilen die unter die Haut gehen, machten es zu einer Hymne der Bürgerrechtsbewegung. „It’s been a long time coming, but I know a change is gonna come.“

YouTube: Sam Cooke – A Change Is Gonna Come (Official Lyric Video)

Zuletzt ein Bonustrack, passend zur Bundespräsidentenwahl. Zwar singt Kabarettist Rainald Grebe aus deutscher Sicht, aber die Aufgaben des Staatsoberhaupts dürften denen des österreichischen Pendanten entsprechen. Außer dem Taufen einer Fähre.

YouTube: Rainald Grebe singt „Ich bin der Präsident“

VON KATHARINA KAAR

¹ Titel des Debütalbums der deutschen Band „Fehlfarben“, 1980.

² Karel Gott, die „goldene Stimme aus Prag“.

³ Die englische Rockband mit dem größten Frontman der Welt, Freddie Mercury.

⁴ Elvis Presley, der „King Of Rock’n’Roll“.

ÖHA!

Liebe Studierende,

Das Semester neigt sich dem Ende zu. Stimmt das? Kann es das denn, das Semester? Sich neigen? Weiß es denn überhaupt, in welche Richtung? Und wenn ja, stünde es ihm dann frei, sich dem Anfang zuzuneigen, sich quasi kurz bevor es vorbei und vom Verschwinden bedroht ist, einer schnellen Rückblende hingebend? Eher nicht. Eher handelt es sich einfach um eine Floskel. Dies ist ein Anlassschreiben und wer mit Anlässen konfrontiert ist, verfällt schon mal auf Floskeln. Innerhalb einer sogenannten *Anlasskultur* natürlich in verstärktem Maß. Und diesbezüglich haben wir es weit gebracht: der *Welttoilettentag* wird angemessen veranlasst¹. Ganz zu schweigen vom Geburts- und Todesjahr Richard Wagners. Oder Darwins. Dem Welt-Autismus-Tag,² oder dem Welt-Gesundheitstag.³ Dem Weltnichtrauchertag⁴ oder dem Tag des Schlafes⁵. Dem Weltmännertag⁶ ... oder Halloween. Die Anlässe strukturieren das Leben. Im Gegensatz zu vergangenen Jahrhunderten auf ungemein säkulare Weise. Was früher hat Anlass zur Andacht sein können, ist jetzt mit Sicherheit Anlass zum Einkauf. Wer das nicht lustig findet, muss warten auf den ersten Sonntag im Mai.⁷

Und wer nicht Opfer der Herrschaft routinierter Anlässe sein möchte, dem sei zur Anlassverweigerung geraten: Der Anlassverweigerer ist radikal in seinem Vorhaben. Er verweigert den Anlass konsequent. Das muss er, da jeder Anlass gleichzeitig einen Anlass zur Verweigerung selbigen Anlasses darstellt. Wer da nicht konsequent bleibt in seiner Verweigerung, dem fällt jeder Anlass erst recht in den Schoß; eben durch den Versuch der Verweigerung. Den Anlass konsequent verweigern muss also bedeuten, eine bloße Verweigerung gar nicht erst aufkommen zu lassen. Es darf der disziplinierte Anlassverweigerer nicht zur Verweigerung gelangen. Einmal den Anlass verweigern, das bedeutet immer auch, sich selbigem zu widmen, das Leben vom Anlass beeinflussen zu lassen. Der konsequente Anlassverweigerer zieht entsprechend Konsequenzen. Ihn veranlasst erst gar kein Anlass, irgendwie sich umzusehen. Indem er es gar nicht erst zur Verweigerung kommen lässt,

steht es ihm frei, seine Richtung beizubehalten, während der Anlass synchron vorüberzieht, ohne zu tangieren. Damit ist theoretisch eine Position beeindruckend starker Mündigkeit formuliert, die bereits Richtung Eskapismus einschwenkt und praktisch wenig durchführbar erscheint. Derartige Anlassverweigerung konkret zu leben würde bedeuten, an einem Großteil des gesellschaftlichen Lebens nicht mehr teilzunehmen.

Ob es wert ist, die Herrschaftszeiten der Anlasskultur durch Isolation zu umgehen, muss jeder für sich entscheiden. Warum nicht aus gegebenem Anlass darüber nachdenken?

Die ÖH der KU Linz informiert aus gegebenen Anlass (das Semester neigt sich dem Ende zu...) über die kommenden ÖH Lehraufträge:

Philosophie & Kunstwissenschaft: Dr. Gabriel Ramin Schor, der unser Haus bereits zum dritten Mal besucht, wird unter dem Titel „Feminismus – Denken, Kritik und Kunst“ über aktuelle feministische Positionen in Kunst und Philosophie referieren. (3CP)

Gefordert sind aktive Teilnahme, sowie ein schriftlicher Essay. Die LV ist in den meisten Studienplänen anrechenbar, nähere Informationen im LV-Verzeichnis.

Theologie: Im Fachbereich Theologie wird Dr. Albin Waid didaktische Kenntnisse vermitteln: „Ausgehend von realen Problemstellungen in Schule, Universität und Alltag gehen Sie der Frage nach, wie es gelingen kann, ein Leben lang mit Freude zu lernen und das eigene Potential zu entfalten.“ (2CP)

Die AG ist anrechenbar im theolog. Wahlmodul I und wird an folgenden Montagen stattfinden: 6.3., 13.3., 20.3., 15.5., 12.6., 19.6., 26.6. jeweils von 10:00-12:00

Das Team der ÖH wünscht eine erfolgreiche Prüfungszeit und einen anregenden Start ins nächste Semester!

¹ 19. November

² 2. April

³ 7. April

⁴ 31. Mai

⁵ 21. Juni, nur deutschlandweit

⁶ 3. November

⁷ Weltlachttag

Impressum

Ausgabe 22 / Januar 2017

DYNAMIS

Studierenden-Zeitschrift der KU Linz

HERAUSGEBER

Studierende der KU Linz

REDAKTION UND VERTRIEB

Franz Baumgartner

Kathrin Dullinger

Maria Finner

Dominik Harrer

Laura Maria Höllhumer

Andrea Hörndler

Katharina Kaar

Julian Kapeller

Peter Kartaschov

Franz Naarn

Malvine Nussbrücker

Peter Schink

LAYOUT

Andrea Hörndler

FOTOGRAFIE

Maria Finner

AUFLAGE

250 Stk.

DRUCK

Firma Kroiss & Pichler GmbH

Römerweg 1

4844 Regau

KONTAKT

Katholische Privat-Universität Linz

Redaktion »dynamis«

Bethlehemstr. 20, 4020 Linz

dynamis@ku-linz.at

Die Artikel spiegeln nicht notwendigerweise die Meinung der Redaktion wider. Falls nicht anders angegeben, sind die Abbildungen Werke der Autor_innen oder entstammen freien Internetquellen. Sollten Sie der_die Urheber_in der Bilder sein, bitten wir Sie darum, mit der Redaktion in Kontakt zu treten.

BEITRÄGE AN

dynamis@ku-linz.at